

Reader

Was brauchen Kinder wirklich?

"Die Zeit": Die Eltern werden erzogen	Seiten 1 und 2
"Stern": Kinder brauchen Abenteuer	Seiten 3 bis 9
Jesper Juul, Drama im Geschäft	Seiten 10 und 11
Interview Prof. Manfred Spitzer	Seiten 12 bis 14
"Hausarzt": Schädliche Medienflut?	Seiten 15 und 16
"Die Zeit": Suche nach der perfekten Schule	Seiten 17 bis 20
Interview Prof. Manfred Hüther	Seiten 21-23

Anhang: Dr. Lilly Damm: Neue Medien - eine Gefahr für unsere Kinder?

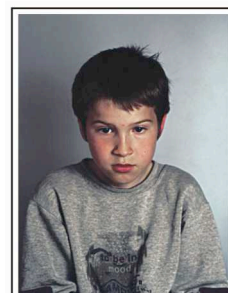


"Im Kindergartenalter ist der TV-Konsum der stärkste Indikator für die intellektuelle Entwicklung eines Menschen. Er entscheidet darüber, ob jemand später einen Universitätsabschluss machen wird oder nicht – und zwar unabhängig vom sozio-ökonomischen Status der Eltern oder von der Intelligenz der Kinder."

Prof. Dr. Manfred Spitzer, Psychiater

"Zieht den Stecker raus und kümmert Euch um Eure Kinder!"

Luc Besson, Regisseur



Aus der Ausstellung "Entzaubert: Kinder vor dem Fernseher" von Wolfram Hahn

Zusammenstellung:
 Martin Meyer-Stoll (HP Psych.)
 Gestalttherapeut und Sprachtrainer
 Tel. (06424) 92 87 05
 www.in-kontakt.de

Wor Kurzem fand ich zu Hause auf meinem Schreibtisch ein allerliebstes rosa Herz, verziert mit bunten Blumen. Auf der Rückseite stand geschrieben: „Lieber Papa. Wen du mir nicht 1 Keks apgipst. Dan Ferschteke ich. Deine Unter Hosen. Deine Anna.“ Anna hat natürlich ihren Keks bekommen, obwohl ich mir geschworen hatte, die leckeren Cookies für mich zu behalten. Wie hat sie bloß von meinem Süßigkeitendepot Wind bekommen? Woher weiß sie das mit den Unterhosen? Und was mache ich jetzt?

Erziehungsberechtigte sind auch Gegenstand von Erziehung, und zwar von Anfang an. Im Rückblick auf ein Jahrzehnt als Vater scheint mir, dass die pädagogischen Bemühungen meiner Kinder mindestens so viel bewirkt haben wie meine eigenen. Womöglich sogar mehr.

Kinder verfügen ziemlich früh über ein ganzes Arsenal von Kniffen, mit denen sie uns steuern. Es wird ständig ausgebaut und verfeinert. Es reicht vom ersten Abwenden und Brei-Ausspucken über die knallharte Drohung („Ich mal dir keine Bilder mehr!“) bis zur schamlosen Schmeichelei („Du bist der beste Papa der Welt!“). Auch moralische Appelle sind ein Standardmittel: „Es ist ungerecht, dass du immer mit den anderen zuerst liest.“ Und sogar korrumpierende Angebote erweisen sich oft als wirkungsvoll: „Ich mache vier Wochen lang Küchendienst! Bestimmt.“ Richtig knifflig wird es, wenn rationale Argumente hinzukommen und man dauernd bei Selbstwidersprüchen ertrappt wird: „Warum dürfen wir eigentlich nicht Fernsehen, wenn du selbst jeden Abend glotzt?“ Und natürlich lernen Kinder auch das lebenswichtige Ausspielen verschiedener Autoritäten gegeneinander: „Aber Mama (Oma, die Lehrerin, mein Trainer, Lisas Vater) hat gesagt ...“

Meine erste Umerziehung datiert schon aus den frühesten Tagen meines Vaterseins. Ein Geständnis vorweg: Ich bin einer dieser Väter, die gleich nach der Geburt ihres ersten Kindes mehr gearbeitet haben als zuvor. Es ist mir peinlich. Aber leugnen lässt es sich nicht, dass ich damals so viele Aufträge angenommen habe wie noch nie zuvor. (Ich war freier Autor.) Dieses Verhalten gilt heute als Inbegriff fehlgeleiteter Männlichkeit, die zu überwinden ist.

Ich finde das etwas ungnädig. Ich war in Panik. Sich in die Arbeit zu stürzen war ein Versuch, mit dem größten Kontrollverlust meines Lebens klarzukommen. In die Vorfreude auf unser erstes Kind hatte sich eine Heidenangst eingeschlichen, dass mein Leben, wie ich es kannte, von einem auf den anderen Tag vorbei sein würde. Heute weiß ich, das war berechtigt. Genau so kam es nämlich.

Frauen wird solche Angst (zu Recht) zugestanden. Bei Männern führen die gleichen Symptome zu moralisierender Kritik. Männer sollen sich schämen für ihren wiegenflüchtigen Arbeitseifer, lautet die Botschaft. Aber Beschämung hat noch aus keinem Mann einen besseren Vater gemacht. Es gibt eine wunderbare Szene im Film *Lost in Translation*, in der Scarlett Johansson und Bill Murray auf dem Bett liegen und sich unterhalten. Sie – in einer Ehe-Sinnkrise – stellt ihm die bange Frage, ob seine Ehe mit den Jahren einfacher geworden sei. „Nein ... ja ... Der furcht-

barste Tag ist der Tag, an dem das erste Kind geboren wird. Nichts ist wie früher. Dein bisheriges Leben ist vorbei. Unwiederbringlich. Aber dann lernen sie Laufen und Sprechen, und du willst bei ihnen sein. Und mit der Zeit erweisen sie sich als die erfreulichsten Menschen, die dir je im Leben begegnen werden.“

Nachdem ich mir durch manisches Artikelschreiben bewiesen hatte, dass mein neues Leben mich nicht völlig überwältigen würde, ließ die Panik nach, und ich konnte mich besser meiner Tochter zuwenden. Sie war in der Tat das Erfreulichste, was mir je zugestoßen war. Die Furcht, der Situation nicht gewachsen zu sein, ließ nach.

Mehr noch: Mit meinem alten Leben waren auch meine Arbeitsstörungen verschwunden. Meine Tochter hatte mich durch ihre schlichte, fordernde Präsenz von meinen Schreibhemmungen befreit: Du schreibst diesen Artikel entweder jetzt, während ich schlafe – oder du wirst ihn nie schreiben, denn wenn ich wach bin, brauche ich dich ganz. Ein Buch, zwei weitere Töchter und tiefe, tiefe Müdigkeit waren in den kommenden Jahren die Folge dieser neuen produktiven Balance. (Meine Frau hat währenddessen drei Bücher geschrieben – nur dass hier kein falscher Eindruck entsteht.) Der befürchtete Kontrollverlust hatte sich als Freiheitsgewinn entpuppt.

Es war nicht das letzte Mal, dass eine meiner Töchter mich mit Erfolg umsteuerte. Der jüngste Fall ist die Sache mit den Zwerghasen: Jahrelang habe ich Haustierwünsche erfolgreich abgewehrt – mit dem schlagenden Argument meiner Tierhaarallergie. Trotzdem stehen wir jetzt unabweisbar vor der Anschaffung dreier supersüßer Kaninchen. Wie konnte das passieren? Das Tierhaarargument wurde mir mit dem Hinweis auf unseren Garten aus der Hand geschlagen, in dem man einen Stall einrichten könne. Doch so richtig gepackt haben sie mich erst mit ihrer demonstrativen neuen Verantwortlichkeit. Den Hasen standen nämlich – mehr noch als meine Allergie – meine Zweifel entgegen, ob die Mädchen (9, 8 und 6 Jahre alt) schon in der Lage sein würden, Verantwortung für lebendige Wesen zu übernehmen. (Denn ich werde den Stall ganz bestimmt nicht sauber machen.) Sie haben es gemerkt, und schließlich wurde ich mit ostentativem Verantwortungsbewusstsein schachmatt gesetzt. Sie wollen die Tiere jetzt nicht mehr nur, weil sie so süß sind, sondern weil sie sich arggerecht um sie kümmern möchten. („Papa, wusstest du schon, dass Kaninchen gar nicht gerne auf den Arm genommen werden? Und dass sie ganz viel Rückzugsraum brauchen?“) Und was um Himmels willen könnte ich wohl dagegen haben, dass meine Kinder durch die Tierchen lernen, Verantwortung zu übernehmen?

Wir notorisch verunsicherten Eltern bekommen oft nicht mit, dass in Wahrheit wir selbst erzogen werden, während wir in einem der Tausenden Erziehungsberater nach Tipps und Tricks suchen, um unsere Kinder das machen zu lassen, was wir gerne hätten. Die Ratgeberliteratur schildert Erziehungsprobleme naturgemäß aus der Elternperspektive – aus der Perspektive der Machbarkeit guter Erziehung von oben nach unten (was auch immer gerade als solche gilt). Sie macht es damit oft nur noch schlimmer, wenn es mal nicht so gut läuft.

Es gibt kaum ein wohlmeinendes Elternbuch, das einen nicht mit dem Gefühl von Inkompetenz und

Wir Eltern bekommen oft nicht mit, dass wir selbst erzogen werden. Die pädagogischen Bemühungen meiner Kinder haben mindestens so viel bewirkt wie meine eigenen

Reue zurücklässt. Der dänische Pädagoge Jesper Juul – eine rühmliche Ausnahme, weil er Eltern und Kinder für grundsätzlich kompetent hält – beschreibt das „diffuse Schuldgefühl moderner Eltern“ so: „Es ist weder das Gefühl, etwas Bestimmtes falsch gemacht zu haben, noch ist es ein grundsätzliches Schuldbewusstsein. Es hat keinen konkreten Anlass, sondern entspringt einer allgemeinen Vorstellung, dass man insgesamt anders sein sollte, als man ist. Man hätte sein Leben besser im Griff und mehr Zeit haben sollen, als die Kinder klein waren, man hätte versuchen sollen, die Scheidung zu vermeiden, man hätte weniger arbeiten sollen, man hätte, hätte, hätte ... Dieses diffuse Schuldgefühl ist ganz oberflächlich. Es macht einen weder besser noch klüger, und es bringt auch den Kindern nichts.“

Eine Möglichkeit, mit diesem diffusen Schuldgefühl umzugehen, ist die Flucht nach vorn in den neuen „Mut zur Erziehung“. Es ist Mode geworden, gegen „Kuschelpädagogik“ zu wettern und sich für Grenzen, Konsequenzen, Benimm und Disziplin stark zu machen. Die allwissende, nie zu verwirrende Super-Nanny und der prinzipienstarke Internatsrektor vom Typ eines Dr. Bueb sind die dazu passenden pädagogischen Machtfantasien. Aber am Ende kommt man mit der bei Fantasie-Autoritäten geliehenen Klarheit nicht weit. Die Kinder merken es, wenn man ihnen etwas vorspielt. Sie unterscheiden instinktiv zwischen dem, was wir vertreten, weil es angeblich vernünftig ist oder weil man es halt so macht, und dem, was wir wirklich von ihnen wollen.

An meinen Dr.-Bueb-Tagen erreiche ich regelmäßig den Punkt, an dem mir meine eigene Erziehung selbst auf den Geist geht. Ich höre mir zu, wie ich solche Sätze sage: Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst auf deine Zahnsperre achten, setz dich bitte ordentlich hin, schmatzt du in der Schule auch so?, bitte trink die Milch aus (sie ist gut für deine Knochen), warum spielst du nicht mit der schönen Ritterburg (die wir dir zu Weihnachten geschenkt haben)?, wenn du keinen Mittagsschlaf machst, können wir nachher nicht ins Kino, iss wenigstens das Fleisch ...

Iss wenigstens das Fleisch? Das bist doch nicht du, der da redet, denke ich in helleren Momenten. Ich habe dieses Zeug irgendwo aufgeschnappt und gebe es unter Druck gedankenlos wie eine Maschine weiter. Ich höre mich solche Sätze ausstoßen und kann mich selbst nicht mehr leiden. Kein Wunder, dass solches Erziehen meist ohne Ergebnisse bleibt. Das ist wahrscheinlich sogar ein gutes Zeichen: Die Kinder merken auch, dass du es nicht bist, der da spricht, und dass du auch nicht wirklich zu ihnen sprichst. Es spricht der Erziehungsberechtigte, der sich seiner Erziehungskompetenz versichern will. Also machen sie die Schotten dicht, eigentlich eine gesunde Reaktion. Mehr noch: eine Erziehungskonkurrenz, die mich wiederum zu anderem Verhalten zwingt. Und mir Erkenntnisgewinn verschafft.

Kompensatorisches Pseudoerziehen ist eine besondere Versuchung für berufstätige Eltern, die ihre Abwesenheit ausgleichen wollen, dererwegen sie Schuldgefühle hegen. Wir glauben, wir müssten besonders deutlich Grenzen setzen, wenn wir anwesend sind. Auf der anderen Seite lockt aus dem gleichen Grund die Versuchung allzu großer Nachgiebigkeit: Auf eine authentische Weise Nein zu sagen ist besonders schwer

für berufstätige Eltern, die in dem Gefühl leben, durch ihre Entscheidung für den Beruf schon zu viel Nein in die Familie zu bringen. Man neigt dazu, dies durch ein allzu schnelles Ja zu überkompensieren. Es ist schwer, sich abzugrenzen, weil man glaubt, das sowieso schon zu viel zu tun. Wer sich selbst nicht abgrenzen kann, kann auch seinen Kindern nicht glaubwürdig Grenzen setzen. Er springt allzu leicht aus dem falschen Ja ins falsche Nein und zurück.

Kinder fordern uns heraus, unsere Grenzen zu markieren und zu sagen, wo wir stehen. Man kann auch sagen: Kinder erziehen uns dazu, ehrlich und authentisch zu reagieren, statt uns hinter Pseudoautoritäten, Sachzwängen und Spruchweisheiten zu verstecken. Genauso wichtig wie das Ja zum Kind ist darum – so paradox es klingen mag – das selbstbewusste und liebevolle Nein.

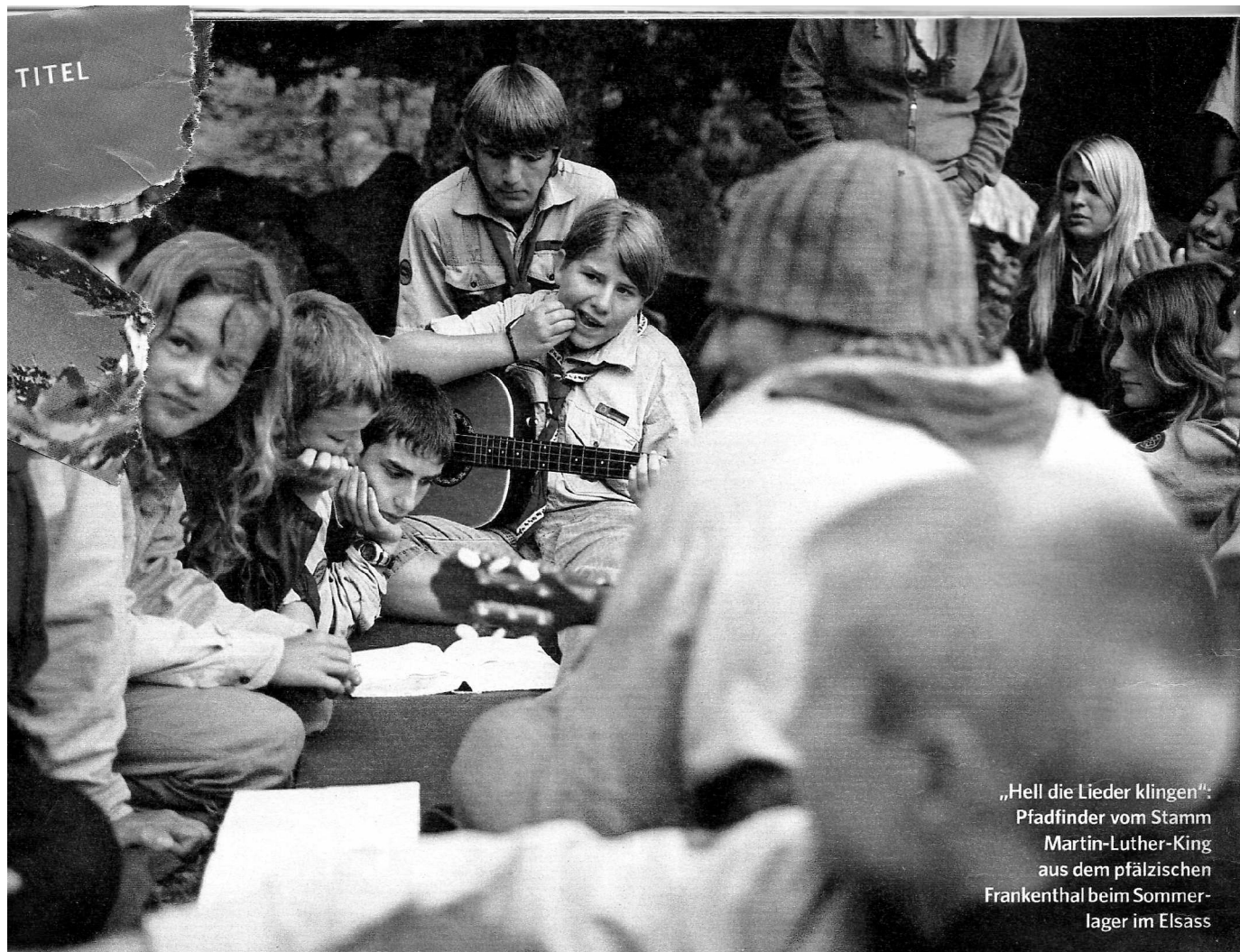
Eine der größten Herausforderungen mit Kindern liegt darin: Man muss lernen, sich dazu zu bekennen, dass man dieses will und jenes nicht. Als meine Frau nach einer längeren Pause wieder voll in den Beruf einstieg und manchmal abends oder an Wochenenden vermisst wurde, kamen oft jammern vorgebrachte Fragen: „Warum muss Mama arbeiten?“ Ich habe das erst mit allen möglichen Hilfskonstruktionen zu erklären versucht: Weil wir das Haus bezahlen müssen, weil der Chef sonst sauer ist, weil es nun mal ihr Beruf ist (so wie du in den Kindergarten musst).

Es hat alles nichts geholfen. Irgendwann nahm ich mir ein Herz und sagte: „Weil sie wirklich gut in ihrem Beruf ist und es ihr Freude macht.“ Die Trauer über die Abwesenheit der Mutter war damit zwar nicht weg, aber die Sache war verständlich geworden. Zu wissen, dass Mama weg ist, weil sie etwas tut, das ihr wichtig ist, hat meine Töchter beruhigt.

Es ist richtig, dass die Eltern Grenzen setzen müssen. Aber genauso wichtig ist es, dass sie – von Anfang an und dann immer mehr – auch die Grenzen der Kinder akzeptieren. Das geht auf Kosten der Harmonie, die wir alle in der Familie suchen. Aber in der Familie, ich lerne das immer noch, geht es viel weniger um Harmonie, als einem vorgemacht wird. Viel wichtiger ist eine grundsätzliche Lebensfreude, ohne die es weder Bindung noch die Fähigkeit zur Freiheit geben kann. Und die schließt das Neinsagen und das Aushalten des Neins der anderen ein. Eltern müssen das ihren Kindern gegenüber lernen, auch auf Kosten der guten Stimmung. Nur dann werden die Kinder auch lernen, „mit gutem Gewissen Nein zu sagen“ und eigenständige Menschen werden. „Nur wenn wir erleben“, schreibt Jesper Juul, „dass wir auch Nein sagen dürfen und dass unser Nein respektiert wird, können wir aus ganzem Herzen Ja zueinander sagen.“

Wie schwer es ist, das Nein der Kinder zu akzeptieren, habe ich erst kürzlich erlebt, als meine Töchter mir vorführen wollten, dass sie allein Pfannkuchen backen können. Ich durfte zwar zugucken, aber nichts sagen. („Gar nichts, verstehst du. Keine Tipps. Dann kriegst du auch einen ab.“) Es war ziemlich schwer, die Klappe zu halten, als sie etwa zehn Eier mit einer Prise Mehl und Bergen von Zucker verrührten. Ich habe mich nur mit Not beherrscht. Die Pfannkuchen triefen vor Fett und waren extrem süß.

Aber irgendwie haben sie doch besonders köstlich geschmeckt.



„Hell die Lieder klingen“:
Pfadfinder vom Stamm
Martin-Luther-King
aus dem pfälzischen
Frankenthal beim Sommer-
lager im Elsass

Von **ULI HAUSER, ANDREA SCHAPER** und **HARDY MÜLLER** (Fotos)

Als wir Kinder waren, waren wir viele. Kerskens gegenüber hatten neun, Oelingers die Straße hoch fünf, und zu Hause waren wir sechs. Jungs spielten Fußball und Mädchen Gummistraw, wir schnitzten Steinschleudern, jagten Hasen. Die Eltern ließen uns laufen, und wenn die Erwachsenen zusammensaßen, bekamen wir einen eigenen Tisch. Aus der ersten Zigarette, so mit elf, wurde gleich eine ganze Packung, danach war uns schlecht, aber niemand hat es bemerkt. Die Welt war groß, die Kinder waren klein.

Wir haben Regenwürmer zerteilt und Heuschrecken geschluckt. Bauten Höhlen hinter Hecken und klauten Äpfel von den Bäumen. Machten Feuer, was wir nicht sollten, und fielen von Mauern, was wir nicht wollten. Wir streunten durch die Felder, stauten den Bach und waren immer dreckig. Die schlimmste Strafe war Hausarrest. Wenn wir eine Uhr brauchten, schauten wir hoch zur Kirche. Wir hatten Zeit.

Das ist nicht lange her. 30, 40 Jahre. Heute ernten Eltern von drei Kindern mitleidige oder bewundernde Blicke. Wenn Jungen und Mädchen sich verabreden wollen, brauchen sie ein Telefon. In der Küche

hängen Terminpläne. Auf dem Fußballplatz, ein paar Häuser weiter, bolzt niemand. Der neunjährige Lewin hätte noch donnerstagnachmittags Zeit, aber sein bester Freund sitzt bei der Nachhilfe, sonst schafft der in acht Jahren das Abi nicht. Lewins zweitbesten Kumpel wohnt einen Kilometer weiter, darf aber allein nicht los. Konrad von gegenüber übt nach den Hausaufgaben Klavier, und Elian, zehn, hockt lieber am Computer. Da kann er so tun, als sei er schon 18. Die Welt ist klein, das Kind schon groß.

KINDHEIT HAT SICH VERÄNDERT. Eltern organisieren die Freizeit, Mütter sind Familienmanager. Kinder zwischen drei und fünf Jahren sehen täglich 70 Minuten fern. Schon in der dritten Klasse hat ein Drittel der Kinder einen eigenen Fernseher. Neun- bis Dreizehnjährige sitzen 90 Minuten am Tag vor dem Computer. Kindheit findet drinnen statt, man muss nicht mehr aus dem Haus.

In Deutschland leben heute zwölf Millionen Kinder unter 15 Jahren, sechs Millionen weniger als 1970. In Großstädten wie Hamburg wohnt nur noch in jedem fünften Haushalt ein Kind. Ein Viertel der Kinder

wächst ohne Geschwister auf. Viele nur allein mit Mutter oder allein mit Vater. Die klassische Großfamilie mit Oma und Opa im Haus erlebt nur eins von hundert Kindern.

Die Spielplätze sind eingezäunt, die Bolzplätze verschwunden. Kinder kicken jetzt in Käfigen. Vor Sandkästen sieht man mehr Erwachsene als Kinder. Als neulich Schuljungs in Hamburg ein paar Bretter auf die Äste einer Kastanie legten und ihre Konstruktion zum Baumhaus erklärten, holte ein Mann vom Grünflächenamt sie runter – sie könnten sich verletzen.

Immer häufiger ersetzen Vater und Mutter die Spielkameraden. Jedes dritte Kind im Alter von acht oder neun Jahren, das ergab eine Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts, wünscht sich mehr Kinder zum Spielen; jedes zehnte Kind ist ohne einen guten Freund. Nur knapp ein Viertel aller Kinder trifft sich heute noch mit drei oder mehreren Freunden nach der Schule. Jedes dritte Kind wohnt in Verhältnissen ohne ausreichende Spielmöglichkeiten. Kein Wald, keine Wiese, kein Platz zum Toben.

Eltern haben Angst, die Kinder auf der Straße oder im Park spielen zu lassen. Dass



BAÜME ERKENNEN
AN BLATT- UND KRONENFORM:



Eiche



Ulme



Pappel

„Kinder sind heute nicht ängstlicher“

„Jetzt fahr'n wir über'n See“:
ein paar Bretter, Tau und leere
Fässer – und fertig ist das Floß.
Paddelnde Jungs an der Müritz

mit zwölf Monaten, fragen Eltern nach Krankengymnastik. Dass Dummerchen manchmal früher mit dem Sprechen beginnen als die später Klugen, beruhigt nicht. „Genies wie Einstein“, sagt Kinderärztin Heike Ramm, „wären heute schon im Kindergarten gestutzt worden.“ Der kleine Einstein stotterte.

Wenn Eltern den Nachwuchs bereits im Kindergarten für den

sich Väter und Mütter um das Wohlergehen ihrer Kinder sorgen, ist nichts Neues. Aber wenn man mit Erziehern und Ärzten, Lehrern und Therapeuten spricht, wird eines rasch deutlich: Der Umgang mit Kindern war schon mal gelassener. „Das wächst sich aus“, „das renkt sich ein“, „das wird schon werden“: Man hört es nicht mehr oft. „Gute“ Eltern wollen sich kümmern, wollen die Dinge richten. Typische Szene: Als sich beim Hockeytraining eine Mutter in den Streit ihrer 15-jährigen Tochter mit zwei Jungen einmischte, fragte das Mädchen laut: „Mama, darf ich mich wenigstens mal ohne deine Hilfe streiten?“

Es gibt immer noch böse Jungen und schlechte Mädchen, Autos, Treppen, Gartenteiche. „Kinder sind heute nicht ängstlicher“, sagt Heike Ramm, Kinder- und Jugendärztin aus Seevetal bei Hamburg. „Aber die Eltern sind übervorsichtig. Und nehmen den Kindern damit viel von der Fähigkeit, Gefahren zu erkennen.“

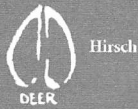
DER NATÜRLICHE UMGANG geht verloren. Das beginnt bei den Vorsorgeuntersuchungen. Weichen die Söhne und Töchter von der Norm ab, weil sie für das eine oder andere mehr Zeit benötigen, geraten Eltern in Panik. Läuft das eigene Kind als einziges in der Krabbelgruppe noch nicht

weltweiten Konkurrenzkampf abrichten, bleibt Kindheit nicht der mehr oder weniger geschützte Raum, zu dem er in den vergangenen 50 Jahren geworden war. Früher hieß es: Raus auf die Straße, spielen. Heute: Ab nach Hause, lernen. Damit Chinesen dir später nicht den Arbeitsplatz wegnehmen. „In unserer Epoche“, schreibt der Psychoanalytiker Miguel Benasayag, „hat sich in der westlichen Zivilisation ein Wandel vollzogen: von einem maßlosen Vertrauen in die Zukunft zu einem fast ebenso übertriebenen Misstrauen.“

So wird Kindheit als eine Zeit voller Gefahren wahrgenommen. Heute spekulieren Eltern eher darüber, was passieren →

TITEL

TIERSPUREN LESEN:



Hirsch

DEER



Schaf

SHEEP



Wolf

WOLF



Fuchs

FOX

Nordwesten ist, wo Moos auf Bäumen wächst

„Hänsel und Gretel, die gingen in den Wald“: Spielplatz mit Regenschutz im Waldkindergarten bei Lüneburg



könnte, als darüber nachzudenken, welche Erfahrungen sie ihren Kindern zumuten können. Auch körperliche Verletzungen werden nicht mehr als normale Begleiterscheinung des Großwerdens akzeptiert. Klettern Kinder auf Bäume, liegen ihren Eltern die Worte „Komm da sofort runter!“ oder „Du wirst dir wehtun!“ im Mund. Die Erwachsenen entscheiden, wie sich Kinder zu fühlen haben, und erwarten, dass sie ihre Empfindungen bestätigen: Kind, zieh dir die Jacke an, Mama ist kalt.

KINDER WOLLEN DAS NICHT. Sie sehnen sich nach Rückzugsorten, jenseits des Computers. Nach Vertrauen in die eigene Kraft. Gelegenheiten, ihr Können zu beweisen. Nur so funktioniert Evolution. In der Kindheit wiederholt sich die Entwicklungsgeschichte des Menschen. Der aufrechte Gang, das Entdecken der Sprache, der Umgang miteinander: Zu jeder Zeit war es wichtig, dass die Alten den Jungen ihre Erfahrungen weitergaben und sie zu neuen ermutigten.

Kinder brauchen Abenteuer. Das Wort ist verwandt mit dem lateinischen „advenire“, was so viel bedeutet wie „sich ereignen“ oder „herankommen“. Unvorhergesehenes zu meistern, wenn die Welt entdeckt

wird. So, wie es zum Beispiel die Pfadfinder tun.

„Eigentlich wollte ich nach Hause, als der Wind aufbrauste“, sagt Philipp, elf. Er hatte Heimweh, weil sich eine Wolke über seinem Schlafsack entleerte und Blitze über Baumwipfeln zuckten, „so wie bei Harry Potter“. Kalt war es im Wald, und am Tag danach waren alle Klamotten nass. Wie gern hätte Philipp seine Mutter angerufen, ob sie ihn abholen kommt. „Ich wäre fast erfroren“, sagt er.

Aber Philipp hat seine erste große Wanderung dann doch geschafft, gemeinsam mit den Pfadfinderfreunden aus Frankenthal bei Mannheim, beim Sommerlager im Elsass. Drei Tage war seine „Sippe“ mit Kompass und Kochgeschirr durch die Gegend gestreift, ohne morgens zu wissen, wo man abends schläft. Unter Eichen im Wald, in der Scheune beim Bauern? Sie lernten, dass Nordwesten ist, wo Moos auf Bäumen wächst, und Südosten, wo der Borkenkäfer sich am wohlsten fühlt. So eine Wanderung, ein „Haijk“, wie die Pfadfinder sagen, gilt als Höhepunkt eines jeden Zeltlagers. Noch besser allerdings sind die Abende danach, wenn sich die „Überlebenden“ am Lagerfeuer an Gedanken wärmen, wie vielen Gefahren sie gemeinsam trotzen konn-

ten. Und dass die Eltern davon nichts mitgekriegt haben. „Das war richtig gut“, sagt Philipp.

Und es ist gut, dass Philipps Eltern ihn zu den Pfadfindern schicken. Hier geht es um Knoten, nicht um Noten. „Die Kinder bekommen dort nicht alles vorgekaut“, sagt Wolfgang Bergmann, Chef des Instituts für Kinderpsychologie und Lerntherapie in Hannover. „Sie entdecken, was in ihnen steckt, und erziehen sich gegenseitig.“ Lernen, wie man Zelte baut und Sterne zählt. Wie man Verantwortung übernimmt, weil man nicht allein ist auf der Welt. „Ich kann Eltern nur ermuntern, ihren Kindern diese Erfahrung zu ermöglichen: dass die Dinge auch mal schief laufen können.“

Aus Niederlagen lernen, in der Not erfinderisch sein, mal nicht wissen, wo es langgeht: Das sind wichtige Schritte, die nicht jeder wagt. „Wir Eltern befinden uns in einer ständigen

Unruhe in Bezug auf unsere Kinder“, sagt Bergmann. „Wir ertragen es nicht, wenn sie irgendeine Art von Unzufriedenheit äußern. Wir möchten alles Gute für sie, und wir möchten es im Übermaß. Und genau dies tut Kindern nicht gut.“

Die Töchter und Söhne von heute werden unterfordert und überschätzt. Noch nie konnten Eltern ihren Kindern so viele Angebote machen – und noch nie haben sie ihnen so viel abverlangt. Die Welt der Kinder ist kompliziert geworden. Wo Partner kommen und gehen, werden sie zum einzig verlässlichen Bezugspunkt. Zum Ersatz für den Ehemann. Oder für die Ehefrau. Aus Erziehung wird Beziehung.

Die Kindheit bewegt sich mehr und mehr zwischen den Extremen Gewinner und Verlierer, Verwöhnte und Vernachlässigte. 2,6 Millionen Mädchen und Jungen leben in Armut. Ihre Bildungschancen sinken, sie kommen nicht raus aus ihren Vierteln. Es gibt Eltern, da dreht sich alles ums Kind. Jedes Signal ist von größter Bedeutung, jede Winzigkeit wird gedeutet. Und es gibt Eltern, die nur mit sich beschäftigt und deren Kinder dem Auf und Ab ihrer Befindlichkeit ausgeliefert sind.

Beurteilen zu wollen, ob Kindheit schon mal besser oder schlechter, glücklicher →

TITEL

oder langweiliger, aufregender oder behüteter war, bringt wenig Gewinn. Welche Kindheit meinen wir denn? Die eigene in den 60er oder 70er Jahren, als der liebe Gott alles sah? Die von Vater und Mutter im Krieg, als Knirpse Kartoffeln klauten und sich beim Fliegerangriff in Kellern duckten? Zucht und Ordnung bei den Großeltern, als die Rute aus bösen Kindern gute machen sollte? Die Kindheit des 19. Jahrhunderts in Bergwerken, als gebückte Kinder Loren schoben? Oder fangen wir bei den alten Griechen an, bei denen das Wort „Kind“ auch Sklave bedeutete?

Wenn Erwachsene über Kindheit reden, wird es emotional. Waren die Zeiten wirklich besser, als im Fernsehen niemand Erziehungsberater spielte? Ein „befriedigend“ in der Schule keine Heulkämpfe auslöste? „Pisa“ an einen schiefen Turm und nicht an „höher, schneller, weiter“ erinnerte? Schüler eher ans Schwänzen dachten als an die schlauen finnischen Kinder, die im internationalen Vergleich so gut sein sollen?

Eltern und Erzieher sind verunsichert. Was ist richtig, was falsch? Die Berater-Gesellschaft hat sich im Kinderzimmer breit gemacht: Soll ich mit meinem Kind sprechen, bevor es auf der Welt ist? Darf ich mein Kind länger als drei Minuten schreien lassen, wenn es schlafen lernen soll? Braucht mein Kind Grenzen?

Perfekt sollen sie sein, die Väter, die Mütter, die Kinder. Heute muss alles gelingen, darf nichts versäumt werden. Alte Gewissheiten sind dahin, neue noch nicht in Sicht. Die Solidarität mit Eltern bröckelt. Verwandte und Freunde fühlen sich nicht mehr mitverantwortlich, und aus den Dör-

fern wachsen Reihenhaussiedlungen mit hohen Hecken. „Die moderne Kleinfamilie“, sagt Psychologe Wolfgang Bergmann, „lebt in einer hoch individualistischen Kultur.“ Jeder für sich, keiner für alle.

Auch viele Kinder ahnen längst, wie unübersichtlich die Welt geworden ist. Sie haben Zusammenhänge verstanden, aber mit diesem Wissen ist ihnen nicht geholfen. Denn die Sehnsucht nach Geborgenheit und Wärme bleibt. Aber wer ist da, wenn Dieter Bohlen Feierabend hat? Der Lehrer sich nicht um alles kümmern kann, und die Oma lieber golfen geht anstatt Geschichten zu erzählen?

ES SIND DIE ELTERN. Sie müssen Fels sein in der Brandung, Halt geben, Orientierung bieten. Nicht persönlich beleidigt sein, wenn ihr Kind Probleme hat. Denn Probleme sind wichtig. „Das Gehirn“, sagt der Göttinger Neurologe Gerald Hüther, „ist ein Instrument zur Bewältigung von Problemen. Damit Menschen sich entwickeln, müssen sie sich Schwierigkeiten stellen und sie lösen.“

Den Hirnforscher treibt die Frage an, was Kinder zu starken, belastbaren Persönlichkeiten macht. Welche Erfahrungen sie brauchen, welche Gefühle sie durchlebt haben sollen, um Selbstgewissheit zu erlangen, um nicht bei kleinsten Frustrationen das Gleichgewicht zu verlieren, um das Leben zu meistern. „Kinder brauchen Autoritäten“, sagt Hüther, „die dafür sorgen, dass sie ihr Potenzial entfalten können. Und Eltern, die ihnen Probleme bereiten, aber auch bei der Lösung helfen.“ Je größer die Probleme, desto

besser: „Aber sie müssen beherrschbar sein.“

Starke Väter und starke Mütter sind notwendiger als je zuvor. Sie dürfen sich nicht selbst schwächen, weil sie meinen, mit ihren Kindern auf Augenhöhe sein zu müssen. Eltern brauchen Grenzen: Statt Kinder zu ermahnen, immerzu Rücksicht auf die Lebenswelt der Erwachsenen zu nehmen, sollten sie auf die Realität ihrer Kinder achten.

Wenn Frauen heute mit 35 auf die Uhr schauen, um mit 42 Mutter zu sein, und in der Werbung von „Neuanschaffung“ die Rede ist, wird Geburt zu einem Verdienst und das Kind zu einem Luxus, den man sich leistet. Fußballtrainer geben genervt auf, weil ehrgeizige Mütter mit Vereinswechsel drohen, sollte der begnadete Sohn nicht sofort eingesetzt werden. Das Kind bekommt, was es will, nicht, was es braucht. Vergebens, klagt ein Vater, habe er sich bei einem Elternabend für ein Handyverbot auf der Reise einer fünften Klasse eingesetzt. Er sei überstimmt worden: Die Mehrheit der Mütter und Väter wollte dies ihren Kindern nicht zumuten.

Oder sich selbst nicht. Denn das Handy wird zur verlängerten Nabelschnur. Heute besitzt jeder dritte Achtjährige ein mobiles Telefon. Eltern wollen wissen, wo sich ihr Kind gerade befindet. Telefongesellschaften bieten Rundumüberwachung. Kommt das Kind nicht pünktlich aus der Schule, ortet es ein Satellit auf etwa 50 Meter. Ein Kaffeeröster bot jetzt ein „kindgerechtes Handy mit Paniktaste“ an.

Die gefühlte Gefahr wächst. Da helfen auch keine Zahlen. In den vergangenen →



HIMMELSRICHTUNGEN

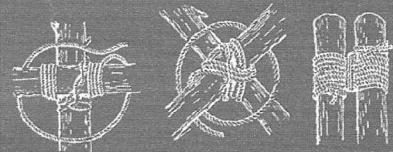
Den Stundenzeiger auf die Sonne richten, mit einem Stift den Abschnitt zwischen der Zwölf und dem Stundenzeiger halbieren. Er zeigt die Nord-Süd-Achse

Je größer das Problem, desto besser

„Wenn wir erklimmen schwindelnde Höhen“: Im Waldkindergarten müssen sich Klettermaxe jeden Meter erarbeiten



PFÄHLE VERBINDEN



Kreuz-, Diagonal- und Längsbünd für verschiedene Anordnungen

Angst schränkt die Entwicklung ein

„Wir sind jung, wir kennen keine Sorgen“: Schlamm-schlacht im Pfadfinderlager in Bruchsal

ADRESSEN

Und raus mit euch!

Kinder wachsen, jeden Tag ein Stückchen. Nichts hilft dabei so sehr wie Spiel und Abenteuer. Am besten mit Freunden oder in der Gruppe. Hier eine kleine Auswahl, wo dies in Deutschland möglich ist

Die beiden größten deutschen Pfadfinderverbände sind die

- katholische Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG) und der
- evangelische Verband Christlicher Pfadfinder (VCP).

Pfadfinder verstehen sich auf lebenslanges Lernen und bieten Erlebnisse in verschiedenen Altersgruppen, von 7 bis 20 Jahren.

Mehr Infos über Gruppen in Ihrer Nähe: www.dpsg.de und www.vcp.de
Spannende Erfahrungen bieten Kindern ab zehn Jahren die deutschen Jugendfeuerwehren: www.jugendfeuerwehr.de
Adressen der deutschen Waldkindergärten finden sich unter www.bundesverband-waldkinder.de. Über Abenteuerspielfläche und Kinderbauernhöfe informiert www.bdja.org.
Eine einzigartige Initiative ist der **Kinderwald in Hannover**. Hier bauen Jungen und Mädchen an einer neuen Welt für Kinder. Mehr unter www.kinderwald.de. Kinder und Jugendliche zu ermutigen, sich in ihrer Gemeinde neue Freiräume zu erobern, ist das Konzept des Thüringer Bildungsmodells „Neue Lernkultur in Kommunen“. Infos unter www.nelecom.de

30 Jahren wurden nicht mehr Kinder entführt und getötet als früher, aber heute liest man von jedem Schicksal in der Zeitung. Auch Verkehrsunfälle, in die Kinder verwickelt waren, sind in den letzten Jahren weniger geworden. Die Sorge nicht.

Angst, Verunsicherung und Ohnmacht schränken die kindliche Entwicklung ebenso ein wie Unterforderung, Verwöhnung oder mangelnde Anregung. Bereits Embryos lernen im Mutterleib, über sich hinauszuwachsen zu können. Säuglinge werden noch bewegt, durch Schaukeln oder Wiegen. Dann wagen sie sich, durch die Erfahrung von Sicherheit bestätigt, immer weiter vor, krabbeln, laufen und klettern. Zweibis Vierjährige entdecken ihren eigenen Willen. Werden Kinder in dieser Phase damit allein gelassen, kleine Probleme zu bewältigen und Erlerntes zu probieren, verkümmert ihr Forscherdrang. Sitzen Kinder vor dem Fernseher, sind sie zur Passivität verurteilt. Auf ihre Fragen bekommen sie keine Antworten, sie können nichts ändern, nichts verhindern, nicht eingreifen. Sie lernen, auf sie kommt es nicht an.

ES GEHT AUCH ANDERS. In Waldkindergärten blüht die Fantasie. Alles, was man sich vorstellen kann, wird wahr. Der Stock wird zur Kreide, zum Schwert und zum Löffel. Bei Regen schützen Planen, wer zur Toilette muss, braucht eine Schippe. „Wir verwechseln Leistung nicht mit Erfahrung und Resultate nicht mit Entwicklungen“, sagt Markus Riebandt, Vorsitzender des Trägervereins vom Waldkindergarten in Adendorf bei Lüneburg. Der Grundschullehrer sammelte vor fünf Jahren Eltern um sich, die auch wollten, dass die Sinne ihrer Kinder geschult werden, sie die Jahres-

zeiten erleben und die Natur begreifen. Wer hier auf Bäume klettert, hat sich jeden Höhenmeter erarbeitet. „Wenn die Kinder zu klein sind, müssen sie eben üben“, sagt der zweifache Vater. „Sie bekommen ihre eigene Zeit.“

Mittlerweile gibt es in Deutschland fast 700 solcher Initiativen. „Waldkinder haben einen größeren Wortschatz und ein stärkeres Immunsystem, sind kreativer und spontaner“, sagt Markus Riebandt.

Obwohl Kinder heute sicherer leben als vor 100 Jahren, nicht wegen verseuchter Milch an Tuberkulose erkranken oder wegen Vitamin-C-Mangel an Skorbut, hat jedes vierte Kind in Deutschland mit acht Jahren bereits eine Therapie hinter sich. Beim Ergotherapeuten. Beim Logopäden. Oder beim Psychologen. Ärzte beobachten typische Managerkrankheiten. Jedes fünfte Kind, sagt der Bielefelder Soziologe Klaus Hurrelmann, leide an Stresserscheinungen wie Nervosität, Schlafstörungen oder Kopfschmerzen. Schon 1996 wurden 15 Prozent aller Psychopharmaka Kindern verschrieben. Vor allem Antidepressiva.

Das Medikament der kontrollierten Kindheit heißt Ritalin. Dieser „Bravmacher“ verändert den Stoffwechsel des Gehirns und stellt zappelnde Kinder ruhig. Nach Angaben des Frankfurter Sigmund-Freud-Instituts stieg die Ritalin-Vergabe in den vergangenen zehn Jahren um das 270-Fache. Mittlerweile werden in Deutschland 150 000 Kinder wegen „Aufmerksamkeitsstörung“ und „Hyperaktivität“ behandelt, 400 000 Kinder gelten als „verhaltensauffällig“. „Das ist eine bequeme Diagnose“, sagt der Wiesbadener Psychologe Jochen Lendle. „Wenn die Eltern hören, dass ihr Kind krank ist, sind sie eher beruhigt: Sie →

TITEL

müssen dann nicht tiefer ergründen, warum es von der Norm abweicht. Oft aber lösen innere Ängste die Unruhe aus.“

In einer Studie mit mehr als 5000 Frankfurter Kindergartenkindern kamen Jochen Lendle und seine Kollegen zu einem erstaunlichen Ergebnis. Auffällige Kinder und ihre Eltern wurden intensiv betreut und beraten, statt mit Pillen beruhigt. „Wir konnten Aggressionen und Ängste deutlich abbauen“, sagt der Psychologe, „aber nicht den Bewegungsdrang. Weil wir vergessen haben, wie lebendig Kinder sind, wird aus Toben und Rennen schnell Hyperaktivität.“ Auch Untersuchungen der Universität Bremen zeigen, dass 70 Prozent der Ritalin-Verordnungen überflüssig sind.

„**VIELE KINDER SIND KAPUTT**“, sagt Ingolf Fleckna aus Halle. Der gelernte Schlosser organisiert Freizeiten an der Müritz. Von Mai bis September ermöglicht er für den Reiseveranstalter „Jutou“ Kindern und Jugendlichen ein paar Abenteuer. Kentern mit Booten, Floß bauen, Kaninchen im Lehmofen schmoren. „Heute“, sagt Fleckna, „ist es schon ein Erfolg, wenn die Kinder nach zehn Tagen Zelten nicht mehr ihren Gameboy vermissen.“

Dort, wo Seadler nach Barschen schnappen und Blindschleichen durchs Unterholz schlängeln, erzählen Achtjährige, dass sie zum Geburtstag ein Handy geschenkt bekommen haben und den Papa nun auf der Mailbox fragen, ob sie zum Spielen raus dürfen. Die Großen schwärmen von Klonkriegern und Rollenspielen im Internet. Andere sind froh, den ganzen Tag barfuß laufen zu dürfen. Robert, neun, sagt, hier brauche er keine Pillen, die ihn in der Schule so still machen. Ihn faszinieren wandernde Ameisen.

Wehmütig sitzt der elfjährige Luigi aus Berlin am Lagerfeuer. Er kommt aufs Gymnasium und fürchtet, nur noch in den Ferien Zeit zum Spielen zu haben. So wie es bei einigen Freunden schon lange ist. „Schule bis vier und zwei Stunden Hausaufgaben“, sagt er. „Dann hast du doch zu nichts mehr Lust.“

„Viele Kinder sind schlecht drauf“, sagt Hannah Karl, 12, aus Ladenburg bei Heidelberg. Die Gymnasiastin schreibt in ihrer Schülerzeitung „Tempus“ Artikel, warum so wenig Zeit zum Spielen bleibt. „Von meinen fünf besten Freunden“, sagt sie, „kann ich mich nur noch mit zweien spontan verabreden. Die anderen kommen sich schon blöd vor, dass sie immer absagen müssen, weil sie lernen sollen.“ Einem Freund habe die Mutter jetzt wegen schlechter Noten →

RAT VOM EXPERTEN

Was Eltern und Kinder stark macht

Der Kinderpsychologe und dreifache Vater Wolfgang Bergmann erklärt, wie Kinder zu Persönlichkeiten reifen – und wie wichtig Mutter und Vater sind

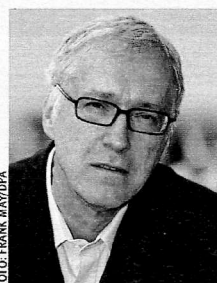


FOTO: FRANK MAY/DA

Wolfgang Bergmann, 58, leitet das Institut für Kinderpsychologie und Lerntherapie in Hannover

Kinder brauchen Grenzen, Kinder brauchen Konsequenz, Kinder brauchen Disziplin: Dieses Denken bekommt man in Deutschland aus den Köpfen wohl nicht mehr heraus. Meine Erfahrung ist, dass wir mit diesen Vorschlägen nicht weiterkommen. Wonach Kinder sich sehnen, sind gute Autoritäten. Väter und Mütter, die Verlässlichkeit bieten und liebevolle Fürsorge. Diese bilden das Fundament für Stabilität im Leben. Auf Kindern liegt heute eine sehr viel komplexere Last als zu der Zeit, in der wir Eltern Kinder waren. Früher schauten Väter und Mütter mit vergnügter Distanz auf ihre Söhne und Töchter, heute sind viele Kinder emotional verstrickt in die Selbstliebe und die Ängste ihrer Eltern und leider auch in deren Ehrgeiz. Bewusst oder unbewusst werden Kinder heute in radikale Rivalitäten getrieben: nicht „ich muss gut sein“, sondern „ich muss besser sein“. Die wahren Bedürfnisse des Kindes spielen keine Rolle. Die gibt es aber von Geburt an. Denn eine der wenigen psychologischen Gewissheiten ist, dass die ersten 18 Monate

die prägendste Phase im Leben eines Menschen ist. Erfahren Kinder in dieser Zeit Stabilität, brauchen sich Eltern um die nächsten Jahre keine Sorgen zu machen. Ihr Kind wird vielleicht mit 14 meckern, weil es um halb zehn zu Hause sein muss. Es wird aber nicht zusammenbrechen. Denn in ihm wird sich eine Erinnerungsgewissheit gesammelt haben, die sagt: Im Grunde ist alles gut. Dieses positive Gefühl ist im Gehirn messbar.

Woher kommt es? In den ersten 18 Lebensmonaten haben Kinder wandelbare Ich-Gefühle und sind sehr empfindlich. Ihre Individualität kommt von außen. Da sind Mama und Papa, und zwar in dieser Reihenfolge, vielleicht noch die Großeltern oder die beste Freundin der Mutter. Wenn die Mutter das Kind anstrahlt, fühlt es sich sicher. Sprüht vor Lebenslust. Der Austausch zwischen Mutter und Kind ist feinfühler als das Zusammenspiel des besten Orchesters der Welt.

Später entdeckt das Kind den Vater. Er hilft, aus der Verbundenheit mit der Mutter herauszutreten. Jetzt, im Alter von 18 bis 24 Monaten, locken Abenteuer und Wagemut. Der Vater ist Führer und Vertrauter in dieser fremden Welt, denn er findet sich in ihr zurecht. Unter seinem Schutz beginnt das Spielen. Der Bauklotz wird plötzlich zum Flieger. Im Spielen lernen Kinder Geschicklichkeit und die Verfügungsgewalt über ihren Körper. Das Kind entdeckt den Raum, wenn es mit den Klötzen wirft. Und dreht doch immer den Kopf nach der Mutter, um sich des tief sitzenden Bindungsgewisses zu vergewissern. Kinder sind verdammt konservativ.

Wenn alles in Ordnung ist, wagt sich das Kind an das nächste Abenteuer. Es stellt sich allein auf die Beine, fällt immer wieder hin, es ist eine unglaubliche Anstrengung und auch immer wieder ein Schrecken, dem sich kein vernünftiger Erwachsener aussetzen würde. Warum tun sie das? Es ist wohl, wie Goethe sagt, die „eigentümliche Kraft“, die uns vorantreibt.

Das Kind entdeckt die Haut als Grenze und das Gefühl: Ich bin drinnen, und draußen ist die Welt. Daraus entsteht Emotionalität und später die Sprache. Erst mit vier Jahren verstehen Kinder, dass ein Stuhl nicht nur ein Stuhl ist, sondern zum Tisch gehört. Das ist die Kausalität. Binden sich Vater und Mutter also vor allem in den ersten

„Kinder sind verdammt konservativ“

drei Jahren in die Entwicklungsschritte ein, hören die Kinder auf sie. Dann kann man sie auch loslassen. Denn die Liebe der Kinder zu ihren Eltern hört nie auf. Sie sitzt in jeder Faser ihrer Neuronen. Und so reicht dann manchmal nur ein Blick: Sie gehorchen. Halten Konflikte aus. Und zerbrechen nicht. Weil sie sich der positiven Gefühle der ersten Lebensmonate erinnern. Gelingt dies nicht, entwickeln Kinder kein Vertrauen und keine Geduld. Sie sind fix auf den Beinen und stolpern über jeden Stuhl. Alle Psychologenkunst versagt, solange die Eltern keine Beruhigung, Führung und Orientierung bieten. So kompliziert ist das. Einfacher geht es nicht!

TITEL

sogar das Handballspielen verboten. Wenn Hannahs Großvater erzählt, dass er früher zum Fußballspielen auf den Hof gegangen und immer einer da gewesen sei, sind das Geschichten wie aus einem fremden Land. „Mehr als drei Kinder treffe ich nach der Schule höchstens an einem Geburtstag“, sagt Hannah. Dass sie durch die Verkürzung der Schulzeit von 13 auf 12 Jahre noch schneller noch mehr lernen soll, macht sie wütend. „Mich interessiert nicht, ob ich ein Jahr jünger oder älter bin, wenn ich Abitur mache. Die Kindheit gibt es nur einmal.“

DER DRUCK STEIGT. In Bayern bekommt jeder fünfte Schüler bereits in der dritten oder vierten Klasse Nachhilfeunterricht, damit der Sprung aufs „Turbogymnasium“ gelingt. Ratlose Eltern rufen die Schulberatung an, ihr Kind habe gerade eine Fünf nach Hause gebracht, was nun zu tun sei. In einer Studie des Bielefelder Entwicklungspsychologen Arnold Lohaus berichten 72 Prozent der befragten sieben- bis elfjährigen Mädchen und Jungen von Stresserlebnissen. Und ihrer Angst vor Fehlern.

In Amerika und England sind das „Verschwinden der Kindheit“ und „Elternparanoia“ seit Jahren ein Thema. Eine Umfrage der University of Michigan ergab, dass die mit Spielen verbrachte Zeit zwischen 1981 und 1997 um 25 Prozent abgenommen habe und die Zeit fürs Draußenspielen um die Hälfte. Anfang der 70er Jahre ging fast jeder Erstklässler ohne erwachsene Begleitung zur Schule, im Jahr 2007 war es nicht mal mehr jedes fünfte Kind.

Aus Fürsorge ist Kontrolle geworden, aus Freiheit Bedrohung. Aber es gibt sie

noch, die Eltern, die ihren Kindern ermöglichen wollen, was sie selbst einst erlebten. Uli Overmeyer, 38, Vater von sechs Kindern im niedersächsischen Emmelndorf, sagt: „Die sollen es so gut haben, wie ich es mal hatte.“ Der elfjährige Lars fährt seit fünf Jahren Trecker, erntet Kartoffeln und hat hinter der Scheune ein Baumhaus gezimmert. Seine Schwestern verkaufen vor dem Hofladen der Eltern Blumen und Himbeeren. Die Jüngsten füttern Meerschweinchen und Hasen.

„Jedes Kind soll Musik und Sport machen, mehr brauchen sie nicht“, sagt Agraringenieurin Kerstin Overmeyer, 36. „Um ihr Training und den Weg dorthin müssen sie sich allein kümmern. Ich führe doch keinen Terminkalender.“ Die Mutter ermuntert auch zur Langeweile. „Daraus entwickeln sie die besten Ideen.“ Beide Eltern lassen ihre Kinder in Ruhe, sind aber für sie da, wenn sie Hilfe brauchen.

„Wir achten schon auf die Dinge, die Kinder selbst nicht einschätzen können: Wasser, Geschwindigkeit, Maschinen.“ Wenn der Trecker auf den Hof fährt, passt ein Erwachsener auf. Die Großen achten auf die Kleinen. Die Eltern trauen ihren Kindern etwas zu. Auch wenn die sechsjährige Vera eine halbe Stunde allein an der vierspurigen Landstraße steht und darauf wartet, dass endlich von links und rechts keine Autos mehr kommen, weil die Ampel ausgefallen ist.

Bei den Overmeyers dreht sich eben nicht alles nur um die Kinder. Die Eltern halten fest und lassen los. „Kinder“, sagt Uli Overmeyer, „sind eigene Persönlichkeiten. Gäste auf Zeit. Sie gehören uns nicht.“

BÜCHER ZUM THEMA

Lust- und Mutmacher



Conn & Hal Iggulden, **„The Dangerous Book for Boys“**, Random House, 19,95 Euro. Wie Väter mit Söhnen Abenteuer erleben können. Deutsche Ausgabe des US-Bestsellers, erscheint am 24. 9.



Jirina Prekop, Gerald Hüther, **„Auf Schatzsuche bei unseren Kindern“**, Kösel-Verlag, 16,95 Euro. Wie Eltern wieder neugierig werden, auch aus der Sicht eines Hirnforschers



Robert Baden Powell, **„Pfadfinder“**, Georgsverlag, 12,80 Euro. Originalübersetzung von „Scouting for boys“, dem Welterfolg des Pfadfinder-Gründers aus dem Jahr 1908



Wolfgang Bergmann, **„Gute Autorität“**, Beltz, 12,90 Euro. Liebe und Autorität sind keine Gegensätze. Eine Anleitung, Kinder zu überzeugen und nicht zu maßregeln

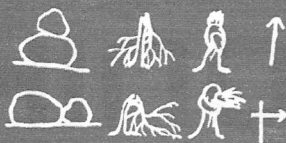


Janusz Korczak, **„Wie man ein Kind lieben soll“**, Vandenhoeck & Ruprecht, 17,90 Euro. Das Lebenswerk des polnischen Arztes und Waisenhausleiters über die Prinzipien einer unpädagogischen Liebe

Die Kindheit gibt es nur einmal

Der elfjährige Lars Overmeyer fährt Trecker, seit er sechs ist. Oft nimmt er Freunde und Geschwister mit

WEGEZEICHEN



Mit Steinen, abgeknickten Ästen, Knoten oder Pfeilen markieren, wohin es geht. Oben: geradeaus. Unten: nach rechts



ALLE ILLUSTRATIONEN: PFADFINDER/GEORGSVERLAG

Drama im Geschäft_ein familylab.de - Artikel

von Jesper Juul

Und schon war es wieder passiert. Mitten im Zentrum einer Großstadt an einem Samstagnachmittag. Das lebende Beispiel der Frage, die Menschen wie mir von jedem zweiten Elternpaar in Europa bei Vorträgen oder in Kolumnen gestellt wird. "Was macht man mit einem unmöglichen dreijährigen Kind, das Schokolade, Bonbons oder Eis einfach nur haben WILL und völlig ausflippt, wenn man Nein sagt?"

Manchmal sollen wir mit dieser Frage einfach nur getestet werden, manchmal bringt sie aber auch ganz eindeutig eine beginnende Resignation über unsere lieben Kleinen zum Ausdruck, die am Ende sowieso immer gewinnen. Die Frage ist aber auch sehr gut, da deren Dramaturgie fast alle Elemente des klassischen Theaters in nur einer einfachen kurzen Szene umfasst. Genauso wie der klassische Verlauf an diesem Tag im November:

Es beginnt am Eingang zum Geschäft. Die Mutter ist mit der Jüngsten im Sportwagen und ihrem dreijährigen Sohn an der Hand unterwegs. Mit großen freudigen Augen sieht er zu ihr hinauf und sagt:

- "Mama, darf ich heute etwas Schönes bekommen?"
- "Du weißt genau, dass du nicht jedes Mal, wenn wir einkaufen, etwas Schönes haben kannst ... Darüber haben wir auch schon gesprochen." (Ihre Stimme ist etwas übertrieben kinderfreundlich, ohne ihm in die Augen zu sehen.)
- "Aber vielleicht ja heute?"
- "Das glaube ich nicht. Jetzt könntest du mal Mama helfen und auf deine kleine Schwester mit aufpassen." (Ihre Stimme ist jetzt schon ein wenig defensiv, und der Versuch, ihm zu vermitteln, dass er der Große – und somit Vernünftige – ist, überzeugt nicht ganz.)

Eine Weile gehen sie durch das Geschäft, und jedes Mal, wenn der Junge etwas Verlockendes sieht, bleibt er stehen und fragt: "Darf ich das haben, Mama?" Seine Stimme und seine Mimik sind stets optimistisch und voll Freude. Die Mutter variiert in ihren Antworten von "Nein, das ist nichts für dich" bis "Mama hat doch Nein gesagt, mein Schatz." Ihre Bewegungen werden langsam etwas fahrig, da sie seine Fragen stressen.

Zu guter Letzt gelangen sie zum Schokoladenregal. Der Junge nimmt eine Tafel Schokolade in die Hand und hält sie zu seiner Mutter hoch mit allen Anzeichen einer beginnenden Verzweiflung in der Stimme und im Gesicht.

- "Mami, die hier. Darf ich die nicht bekommen?"
- "Ich habe doch Nein gesagt. Warum kannst du das denn nicht verstehen? Du kannst nicht jedes Mal, wenn wir einkaufen, etwas bekommen. Darüber haben wir doch schon gesprochen." (Ihre Stimme ist jetzt völlig ohne Überzeugung und ihr Appell an ihn deutlich: Jetzt musst du endlich aufhören, ansonsten hat deine Mutter bald genug und weiß nicht mehr, was sie tun soll.)
- Er – verbissen und zielgerichtet: "Aber ich will die doch haben, Mama. Darf ich denn nicht?"
- Sie senkt ihre Stimme und flüstert beinahe: "Ich habe doch Nein gesagt. Kannst du das denn nicht verstehen? Am Ende kann Mama dich überhaupt nicht mehr mitnehmen, wenn du weiter so unmöglich bist."
- Er drückt die Schokolade bis zum Schmelzpunkt an sich und schreit voll Wut und Kampfbereitschaft in den höchsten Tönen. "Ich WILL DIE ABER HABEN, ICH WILL!"

Die Mutter versucht erfolglos, ihm die Schokolade aus der Hand zu nehmen und appelliert gleichzeitig an ihn, sich ordentlich zu benehmen. Sie blickt entschuldigend zu den umstehenden Kunden, die sie leicht kopfschüttelnd anlächeln, als ob sie versuchten, ihr Selbstbewusstsein durch ein kollektives Wissen um die Schwierigkeiten bei Kindern in diesem Alter zu stärken. Das Ganze endet selbstverständlich damit, dass der Junge seine Schokolade bekommt, und seine kleine Schwester mit einem halb aufgegessenen Brötchen vom Bäcker in der Hand verwundert Zeugin einer sonderbaren Logik im Leben wird.

Diese Mutter würde genauso wie viele andere Eltern behaupten wollen, dass sie zu ihrem Sohn "Nein" gesagt hat, was sie allerdings nicht getan hat. Sie hat vielleicht Nein gemeint, aber es nicht deutlich, freundlich und unzweideutig gesagt. Was sie vielmehr zum Ausdruck gebracht hat, war: "Ich finde eigentlich nicht, dass du heute etwas bekommen solltest, und ich hoffe, dass du groß genug bist, dies zu verstehen, sodass wir nicht in einen Konflikt geraten, den ich nicht überschauen und wahrscheinlich auch nicht einmal meistern kann." Ihr Sohn bekommt somit die Verantwortung für diese wechselseitige Beziehung auferlegt, was jedoch weder für drei- noch für dreizehnjährige Kinder tragbar ist.

Diese Mutter befindet sich im wichtigsten Dilemma vieler moderner Eltern: Wie üben Eltern ihre Führungsposition aus, ohne die Kinder zu kränken oder zu verletzen? Das Geschäft ist nur einer von vielen Orten, an denen sich jeder Vater oder jede Mutter entscheiden muss, wer hier das Sagen hat und welcher Führungsstil der Beste ist.

Die Antwort wäre folgende: Wenn der Sohn seine Mutter zum ersten Mal fragt, ob er heute etwas bekommen darf, könnte sie antworten:

- "Darüber will ich nochmal nachdenken. Nein, du darfst nichts haben."
(mit normaler Stimme und freundlichem Blick)
- "Ja, aber warum denn nicht?"
- "Weil ich dir nichts geben möchte." (Beachte "ich"! Man sollte nicht von sich selbst in der dritten Person sprechen, wenn man Autorität erlangen will.)
- "Ja, aber wieso denn?"
- "Das möchte ich dir nicht erklären." (Daraufhin muss sie sofort mit dem Einkauf beginnen und nicht mit ihm in Blickkontakt bleiben in der Hoffnung, dass er wie durch ein Mirakel plötzlich meint, dass sie klug und weise sei.)

Jedes Mal, wenn der Sohn anschließend seine Mutter fragt, muss sie ihn freundlich ansehen und genauso freundlich "Nein" antworten – weder mehr noch weniger. Sollte dies ein neuer Trick sein, wird der Sohn am Ende wahrscheinlich trotzdem einen kleineren Streit beginnen, auf den seine Mutter so reagieren sollte, dass sie ihm über sein Haar streicht und sagt: "Ich kann gut verstehen, dass du gerne etwas haben möchtest, aber heute nicht." Daraufhin sollte sie weiter zur Kasse gehen und die umherstehenden Kunden einfach ignorieren, da sie ohnehin vollkommen unglaubwürdig sind. Sie werden der Frau ihr Mitgefühl zeigen, solange sie sie sehen kann, aber im Café werden sie über die verwöhnten Kinder und laschen Eltern in der heutigen Zeit tratschen.

Das ganze Geheimnis liegt im ersten "Nein" der Mutter, das sie wirklich ernst meinen sollte. Wenn nicht, kann sie genauso gut von Anfang an "Ja" sagen und die Freude mit ihrem Sohn teilen. Dadurch wird sie keine schlechtere Mutter. Sein Gedeihen und seine Entwicklung hängen nicht von einem Ja oder Nein ab. Entscheidend ist vielmehr, *weshalb* er genau diese Antwort bekommt. Eine aufrichtige Antwort ist immer eine gute Antwort. Eine Antwort, die Konflikte umgehen soll, ist immer eine schlechte Antwort.

Warum ist es so wichtig, dass die Mutter ihren Sohn freundlich ansieht und freundlich mit ihm spricht? Dies hat zwei Ursachen. Zum einen macht er ja nichts Verkehrtes. Er bittet um etwas, das er gerne haben möchte, und in einer gut funktionierenden Familie sollte allen diese Möglichkeit gegeben sein. Zum anderen sollte er immer wissen, dass ihr Verhältnis in Ordnung ist und dass seine Mutter weiß, was sie tut.

Viele Pädagogen empfehlen den Eltern, dass sie mit ihren Kindern rechtzeitig vereinbaren sollen, was sie beim Einkauf bekommen und was nicht. Oft ist dies keine gute Idee. Die Eltern werden hierdurch überhaupt nicht angeregt, ihre eigene Stärke zu finden. Ihre "Vereinbarung" wird lediglich ein Alibi, auf das sie sich stützen können. Somit wird die Verantwortung erneut auf das Kind geschoben, dem jegliche Voraussetzungen fehlen, um ihr zu genügen. Hieraus entwickelt sich ein Teufelskreis, der durchbrochen werden muss – ob im Geschäft, zur Schlafenszeit oder am Tisch. Ganz egal, wo, er muss durchbrochen werden.

©Jesper Juul, www.familylab.de

f a m i l y l a b . d e
die familienwerkstatt
Mathias Voelchert GmbH
Amalienstrasse 71
D-80799 München

T 089 - 219 499 71
F 089 - 22 807 200
info@familylab.de
www.familylab.de

Manfred Spitzer: Fernseher und Computer schaden dem Gehirn

Fernseher und Computer schaden dem Gehirn, sagt der deutsche Psychiater Manfred Spitzer. Und erklärt, warum sie unsere Kinder dick, dumm und gewalttätig machen

Kürzlich hat sich Bill Gates aus der Computerbranche verabschiedet. Sind Sie erleichtert?

Bill Gates ist ein ganz cleverer Mensch, der sehr viel Geld mit Computersoftware verdient hat. Ob diese gut ist oder schlecht, bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall hat er keine Ballerspiele entwickelt. Sehr gut ist, dass er jetzt einen Grossteil seines Vermögens an die Menschheit zurückgibt für teure Projekte, die sonst niemand betreibt – etwa die Verminderung der Säuglingssterblichkeit in Afrika.

Immerhin hat Bill Gates dafür gesorgt, dass Computer die Schulen erobert haben. Liest man Ihre Bücher, gewinnt man den Eindruck, dort seien Computer des Teufels.

Des Teufels ist weder der Computer noch der Fernseher. Das hängt immer von dem ab, was man damit macht. Wenn Sie einmal pro Woche eine gute Sendung sehen, ist Fernsehen sicher nicht schädlich. Und wenn Sie den Computer als Werkzeug benutzen, ist das überhaupt nicht schlecht. Wenn Sie aber ein kleines Kind zu oft an den Computer heranlassen, wirkt das wie eine Einstiegsdroge: Sie fixen es geradezu an. So ein Kind wird mit dem Computer irgendwann auch ganz andere Dinge tun. Zumindest bei uns in Deutschland ist es ein grosses Problem, dass sich die wenigsten Eltern bewusst sind, was ihre achtjährigen Kinder am Computer tun: Die Buben ballern und laden sich vom Internet verbotene Sachen runter, die Mädchen chatten, wer weiss mit wem.

Sie sagen sogar, dass der Computer das Lernen beeinträchtigt.

Auf jeden Fall. Früher haben die Buben wenigstens ein bisschen gelesen. Wenn man denen gesagt hat, sie sollten ein Referat halten, dann mussten sie ihre Nase in ein Buch stecken. Heute gehen sie in das Online-Lexikon Wikipedia und betätigen nur die Befehle «Kopieren» und «Einfügen» auf der Tastatur ihres Computers. Würden sie ein Buch nutzen, müssten sie den Inhalt ja von Hand eintippen. Das Schlimme aber ist: Sie lesen nicht einmal mehr, sondern halten Referate über Dinge, die sie nicht wirklich begriffen haben. Ausgerechnet in der Schule haben wir ihnen also das Lesen abgewöhnt.

Das hat doch nichts mit dem Computer zu tun, sondern vielmehr mit der Art und Weise, wie ein Lehrer seinen Unterricht gestaltet.

Man kann nicht immer alles auf die Lehrer abschieben – die haben genug zu tun. Wenn schon, müsste die Frage lauten: Wollen wir als Gesellschaft so viele Ressourcen in Computer stecken, die wir auch für mehr Stellen von Lehrern und Kindergärtnerinnen oder höhere Gehälter einsetzen könnten? Wir brauchen keine Computer, weder im Kindergarten noch in der Grundschule oder in der Sekundarschule. Meine Empfehlung lautet: Computer erst ab Oberstufe.

Aber Computer fördern die Motivation zum Lernen.

Nein, das haben viele Studien gezeigt: Kinder werden nicht besser, sie werden nicht schlauer, sondern eher verdorben. Das erzählen mir auch viele Lehrer. Amerikanische Schulen schaffen derzeit flächendeckend den Computer wieder ab. Nach sieben Jahren haben sie festgestellt, dass Computer gar nichts gebracht haben.

Und was empfehlen Sie für den Fernsehkonsum?

Ab Schulalter, aber nur ein- bis zweimal pro Woche. Auf keinen Fall routinemässig, denn das verbraucht Zeit, die man für Dinge nutzen sollte, die für die Kinder besser sind.

Manfred Spitzer ist ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm. 2004 hat er dort das Transferzentrum für Neurowissenschaften und Lernen gegründet, mit dem Ziel, Erkenntnisse aus der Hirnforschung in die Schule zu bringen. Im Februar 2008 erscheint sein neues Buch: «Liebesbriefe und Einkaufszentren. Geschichten aus der Nervenheilkunde».

Sie behaupten, Gewalt am Fernsehen erhöhe die Bereitschaft zur Aggression. Andere Forscher bestreiten das aber.

Sie finden immer einen Professor für Medienpädagogik, der einen solchen Zusammenhang in Frage stellt. Dabei gibt es Hunderte von Studien, die beweisen: Gewalt im Fernsehen führt zu mehr Gewalt. Das kann man inzwischen nicht mehr bezweifeln.

Sie werden nicht müde, zu verkünden, Fernsehen mache nicht nur aggressiv, sondern auch dick.

Auch das ist bewiesen. 2005 hat das renommierte Fachblatt «Lancet» eine bemerkenswerte neuseeländische Langzeitstudie veröffentlicht. Darin wurden Kinder von ihrer Geburt in den Jahren 1972/1973 bis heute verfolgt. Ergebnis: Der Fernsehkonsum im Kindergarten- und im Jugendalter sagt voraus, ob die Kinder später – im Alter von 35 – dickleibig sind. Jeder sechste Dicke geht auf das Konto des Fernsehers. Rechnet man diese Daten für Deutschland hoch und berücksichtigt die Tatsache, dass Dickleibigkeit ein Risikofaktor für Herzinfarkte und andere Krankheiten ist, so lässt sich sagen: Der heutige Fernsehkonsum in Deutschland verursacht in 20 bis 30 Jahren 20 000 zusätzliche und vermeidbare Todesfälle – jährlich.

Wie kann denn Fernsehen dick machen?

Beim Fernsehen wird der Metabolismus so weit runtergeregelt, dass Sie weniger Energie verbrauchen, als wenn Sie gar nichts tun. Das hat damit zu tun, dass der Muskeltonus noch schlaffer ist, als wenn Sie nur sitzen. Wenn Kinder ihren Energieverbrauch also über Stunden drosseln und dann gleichzeitig essen – meist auch noch das Falsche – werden sie dick.

Und wie schadet das Fernsehen dem Gehirn?

Wenn ich einen Löffel gegen eine Tasse schlage, dann wackelt die Tasse, und es tönt entsprechend. Nur durch solche Erfahrungen lernen Kinder überhaupt, was ein Löffel ist und welche Eigenschaften Porzellan hat. Beim Fernsehen, und zwar unabhängig von der Qualität des Programms, wackelt eine Tasse am Bildschirm, und von woanders kommt irgendeine Klangsauce. Das Gehirn von ganz kleinen Kindern kann diese Informationen nicht zusammenbringen. Wenn das Akustische und das Visuelle nicht auf Millisekunden zusammenpassen, werden diese Eindrücke nicht richtig verarbeitet.

Aber das Gehirn kann doch unglaublich viel leisten.

Natürlich kann es das. Aber damit das Gehirn leistungsfähig wird, muss es sich erst einmal optimal entwickeln, und dafür braucht es den richtigen Input. Im ganz jungen Alter informieren sich die Sinne gegenseitig. Ein Baby erkundet die Welt mit allen Sinnen: Es sieht, hört, schmeckt, tastet gleichzeitig. Und wenn dem nicht so ist, dann werden in den Arealen des Gehirns, die sich zuerst entwickeln, weniger und unschärfere Repräsentationen der Welt abgelagert. Darauf aufbauend entstehen dann die komplexeren Hirnregionen. Wenn also die Informationen schon in den ersten Arealen unscharf sind, ist die ganze spätere Entwicklung des Gehirns beeinträchtigt.

Mit anderen Worten: Fernsehen macht dumm?

Fernsehen im frühen Alter. Und nicht einmal wegen der Inhalte, sondern weil die Form dem Hirn nicht gerecht wird.

Bei welchem Mass von Fernsehkonsum kommen diese Effekte zum Tragen?

Bei Babys kann bereits eine Stunde pro Tag die Sprachentwicklung verzögern. Je mehr, desto schlimmer. Aber auch später wirkt sich Fernsehen negativ aus. Im Kindergarten ist der TV-Konsum der stärkste Indikator für die intellektuelle Entwicklung eines Menschen. Er entscheidet darüber, ob jemand später einen Universitätsabschluss machen wird oder nicht – und zwar unabhängig vom sozioökonomischen Status der Eltern oder von der Intelligenz der Kinder.

Womit sollen sich die Kinder denn beschäftigen?

Sie sollen rausgehen, sie sollen ein Instrument lernen, sie sollen Fussball spielen. Manche Medienpädagogen sagen, es sei doch besser, die Kinder ballerten vor dem Computer, als dass sie auf die Strasse gingen und dort Zoff machten. Da muss man sich doch an den Kopf langen! Das ist die Bankrotterklärung unserer Gesellschaft.

Nur eine Minderheit argumentiert dermassen naiv.

Ja, aber seltsamerweise sind gerade die rot-grünen Politiker am wenigsten dafür zu motivieren, sich in die Diskussion einzubringen. Sie sagen: «Alles bestens.» Das mag von einer falsch verstandenen Freiheitsliebe der Alt-68er herrühren. Dabei gibt es nichts Unsozialeres als Medienkonsum. Die Reichen können sich immer noch Reitstunden und Klavierstunden für ihre Kleinen leisten, die Armen hingegen nicht. Worüber wir hier reden, das betrifft vor allem die Unterschicht. Deswegen macht der Medienkonsum die Kluft zwischen oben und unten grösser. Aber nicht die Linken stehen auf meiner Seite, sondern die CDU. Das ist nicht zu verstehen.

Aber irgendwie müssen die Kinder doch den verantwortungsbewussten Umgang mit den Medien lernen.

Wie bringen wir Dreijährigen bei, verantwortungsvoll mit Zucker umzugehen? Wir verbieten ihnen den Zucker. Warum? Weil ihnen die Hardware im Gehirn fehlt, vernünftig zu handeln. Bei Ihnen und bei mir leuchtet die Lampe auf, wenn wir zu viel Zucker essen. Dreijährige haben diese Hardware nicht. Oder nehmen Sie vierzehnjährige Jugendliche. Bei Sex und Crime gucken die hin. Das liegt in deren Natur, genauso wie die Liebe der Dreijährigen für Zucker. Aber folgt daraus, dass Vierzehnjährige ohne Ende fernsehen dürfen? Nein. Wir dürfen dem Dreijährigen keinen Zucker geben und dem Vierzehnjährigen keine Bildschirme.

Ist es heute möglich, ein ganzes Leben lang ohne Computer auszukommen?

Ich glaube nicht, dass das sinnvoll ist – ich sitze ja auch den ganzen Tag vor dem Computer. Es genügt aber, wenn Menschen ab sechzehn Jahren damit arbeiten. Wir müssen die Kinder nicht an den Computer heranzuführen. In meinen Augen ist es wahnwitzig, welche absurden Argumente wir uns ständig aus den Fingern saugen, um die mediale Praxis zu rechtfertigen, die wir heute haben. Der Kinderkanal zum Beispiel hat die grösste Gewaltdichte aller Sendungen. Die grösste! Nach den Kindersendungen kommen die Nachrichten, Westernfilme sind dagegen ziemlich harmlos.

In den USA ist der Fernsehkonsum besonders ausgeprägt. Trotzdem sind sie die Wissens-Nation Nummer eins.

Das ist nur deshalb so, weil die Amerikaner sehr viele gute Leute importieren. Nur mit seinen eigenen Leuten wäre das Land längst nicht mehr Nummer eins. Als nach 9/11 strengere Vorschriften für ausländische Akademiker eingeführt wurden, ging ein Aufschrei durch die Unis. Denn ohne sie läuft dort gar nichts.

Fernsehen ist schlecht, Computer sind schädlich, beides verringert die Lernfähigkeit. Wollen Sie unsere Kinder zu Lernmaschinen degradieren?

Kinder sind von Natur aus optimale Lernmaschinen, da muss man gar nichts machen. Aber: Wir verderben sie; wir machen die Kinder kaputt.

Jetzt übertreiben Sie.

Nehmen wir das Fach Biologie. Eigentlich ist jedes Kind begeistert von Tieren und Pflanzen. Wenn Sie aber die Begeisterung der Kinder für den Biologieunterricht messen, dann stellen Sie fest, dass diese von der vierten Klasse an dramatisch abnimmt. Das heisst: Wir treiben den Kindern in der Schule das Interesse an der Biologie systematisch aus. Lernen hängt unmittelbar mit positiven Emotionen zusammen, wir sind nur glücklich, weil wir lernende Wesen sind. Unser Glückszentrum ist eigentlich ein Lernzentrum. Glück und Lernen hängen eng zusammen. Und wie nennen wir die Schule? Den Ernst des Lebens. Falscher geht es gar nicht.

Interview: Patrick Imhasly / Theres Lüthi

Praxis



Verlockendes Spiel am Computer: Das Gerät schimpft nie, macht nie dumme Sprüche

Schädliche Medienflut?

„Meine Tochter ist fünf und darf nur wenig fernsehen. Andere Kinder im Kindergarten sehen viel mehr, machen teilweise schon Computerspiele. Was ist richtig?“

Frage: Nina F. Antwort: Professor Helmut Lukesch

Vermitteln Sie Ihrem Kind Spaß am echten Leben. Das ist die beste Methode, um Problemen mit dauerndem Fernsehen oder Computerspielen entgegenzuwirken. Aus der Forschung ist bekannt, dass ein unkontrollierter Medienkonsum der Entwicklung von Kindern schaden kann – und zwar dann, wenn das soziale Umfeld nicht regulierend einwirkt. Wenn Eltern dagegen Interesse an ihren Kindern haben und aktiv etwas für deren Erziehung leisten, ist Mediennutzung im normalen Rahmen nicht grundsätzlich negativ.

Aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen wurden inzwischen einfache

Faustregeln für die Medienerziehung jüngerer Kinder abgeleitet (siehe *Kasten Seite 29*). Säuglinge und Kleinkinder sollten überhaupt nicht fernsehen. Um die Sprachentwicklung zu unterstützen, ist Vorlesen das Beste. Es wird ja nicht nur ein Buch gelesen, die Eltern kommen ins Erzählen. So entsteht eine äußerst wertvolle Lernsi-

**Fernseher:
Keine bequeme
lebende Tapete**



tuation. Etwa ab dem dritten Lebensjahr können sich Kinder auch eine Weile allein mit Hörspielkassetten beschäftigen. Das wiederholte Hören derselben Stücke macht ihnen Spaß, fördert die Worterkennung und wirkt so tendenziell positiv auf die spätere Lesekompetenz. Vorlesen bleibt aber das Wichtigste.

Immer ein Auge aufs Internet

Falls Kinder in diesem Alter fernsehen, ist es entscheidend, dass die Eltern das Programm gezielt auswählen und nach der Sendung wieder abschalten. Ein Computer kann für kleine Kinder ein Hilfsmittel werden – genauso wie ein Blatt Papier oder ein Malstift. Das heißt, man muss sie nicht um jeden Preis davon fernhalten. Eltern sollten aber immer – auch bei größeren Kindern – darauf achten, was der Nachwuchs vor dem Bildschirm tut. Eine Software, die den Zugang zu ungeeigneten

Internetseiten sperrt, unterstützt sie dabei. So ein Filterprogramm sollte in jeder Familie eine Selbstverständlichkeit sein. Darüber hinaus ist es die Aufgabe der Eltern, ihren Kindern positive Anregungen zu bieten. Diese müssen die Welt mit allen Sinnen erfahren: mit anderen Kindern Kontakte knüpfen, laufen, basteln, ausprobieren und sich freuen. In so einem Umfeld ist der Umgang mit Medien nur eine Erfahrung von vielen.

Kluft zu anderen Kindern

Leider kann bei der Medienerziehung viel schiefgehen. Kinder merken schnell, dass Fernseher oder Computer eine angenehme Rückzugsmöglichkeit bieten. Der Apparat schimpft nicht wie vielleicht die Eltern. Und er grenzt einen nicht aus wie eventuell manche Klassenkameraden. Die Flucht in die Medien macht aber alles nur noch schlimmer. Hier treffen drei Faktoren zusammen, die sich verhängnisvoll hochschaukeln: Wer in die virtuelle Welt abtaucht, findet schwerer den Draht zu anderen Menschen – zu einem normalen Sozialleben. Er ist anfälliger für aggressives Verhalten, und ihm fehlen Anregungen für die geistige Entwicklung.

Durch diesen Teufelskreis wird die Kluft zu anderen Kindern immer größer. Fernsehen und Co. erscheinen

noch attraktiver. Das kann sich bis zur Sucht steigern. Die Familie bemerkt das meist aber erst, wenn die schulischen Leistungen nachlassen.

Dabei müssten Eltern früher hellhörig werden: etwa, wenn das Kind behauptet, nur mit laufendem Radio oder Fernseher im Hintergrund lernen zu können. Oder wenn es angibt, nur vor dem Computer richtig zu entspannen. Das sind typische Anzeichen für eine Sucht. Die Wissenschaft zeigt aber, dass Hintergrundberieselung in Wahrheit der Konzentration schadet und dass Fernsehen bei Kindern Anspannung erzeugt.

Um Kinder zu einem angemessenen Umgang mit Medien zu erziehen, helfen Verbote allein nicht weiter. Die Erwachsenen selbst müssen ein Vorbild geben und vormachen, wie man seine Freizeit anders als sprach- und bewegungslos auf dem Sofa gestalten kann. Außerdem sollten sie sich bewusst machen, dass der Fernseher alles andere ist als eine lebende Tapete.

Was dort passiert, hat mit dem wahren Leben wenig zu tun. Diesen Unterschied müssen die Kinder erkennen lernen. Das funktioniert nur, wenn ihnen die Eltern das immer wieder erklären. Es reicht nicht, mit dem Nachwuchs über Gewaltszenen zu sprechen. Häufig fehlt Filmfiguren das Einfüh-

Tipps für Eltern

- Kinder unter drei Jahren sollten gar nicht fernsehen. Computerspiele kommen frühestens ab vier infrage.
- Vorschulkinder ab drei Jahren sollten nicht länger als eine halbe Stunde täglich fernsehen oder vor dem Computer sitzen.
- Für Sechs- bis Zehnjährige liegt das tägliche Limit bei einer Stunde Fernsehen oder Computer.
- Kinder unter zehn sollten nicht ohne Erwachsene im Internet surfen.
- Lassen Sie Ihre Kinder nicht zappen. Suchen Sie mit ihnen gezielt geeignete Sendungen oder Spiele aus.
- Stellen Sie keinen Fernseher oder Computer ins Kinderzimmer.
- Am Morgen, zum Beispiel vor der Schule, ist der Einschaltknopf ebenso tabu wie kurz vor dem Einschlafen.

lungsvermögen und das Verständnis für andere. Sie reagieren anders, als „normale“ Menschen es tun würden. Das verleiht einer Sendung Dramatik, ist aber ein schlechter Maßstab für den Alltag. Das muss Kindern klar werden, sonst bewerten sie nur allzu leicht sich und ihr Leben nach dem, was sie auf dem Bildschirm sehen. |

Basierend auf: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung



Professor Helmut Lukesch

Regensburg

Der Leiter des Instituts für Experimentelle Psychologie der Universität Regensburg beschäftigt sich seit über 20 Jahren mit Fernsehforschung. Privat hört er inzwischen lieber Musik. Opern, sagt er, ergreifen ihn mehr als irgendeine Sendung.

April 2008

HausArzt 29

WIR WOLLEN JA NUR DEIN BESTES

Waldorf? Öffentlich? International?
Oder gleich katholisch?
Um meinen Sohn besonders schlau werden
zu lassen, begab ich mich
auf die Suche nach der perfekten Schule.
Das war eine Riesendummheit

Von TANJA STELZER Fotos MAAK ROBERTS

M

eine Gelassenheit währte sagenhafte fünf Jahre, die ersten fünf im Leben meines Sohnes. Dann erwähnte ich auf einer Party in einer Runde von Müttern und Vätern beiläufig, dass wir unser Kind am Vortag bei der Schule um die Ecke angemeldet hätten. Ein Vater erzählte vom Infoabend einer neuen bilingualen Ganztagschule, »super Konzept, der Til Schweiger war auch da«. Ich sagte, an unserer Schule werde mit Englisch erst in der dritten Klasse angefangen. Da fiel der Satz, der mich seitdem verfolgt: »Erst in der dritten, das ist ja heute unverantwortlich.«

Die Mutter, die ihn absolut ernsthaft ausgesprochen hatte, pickte in einem mediterranen Nudelsalat herum und erklärte, ihr Kind gehe in einen deutsch-spanischen Kindergarten und werde auch die deutsch-spanische Schule besuchen, Zweisprachigkeit sei doch heute Pflicht. Der Mann, der zu ihr gehörte, sah sehr deutsch aus. Sie sagte, nein, spanische Wurzeln hätten sie nicht, auch keine spanische Vergangenheit, vielleicht noch nicht mal eine spanische Zukunft. Stolz erzählte sie, dass sie oft nicht verstehe, was ihr Kind sage. Wie neulich: Mama, was gibt's heute als *postre*, sie lerne jetzt mit. *Postre*, Nachtisch. Ihr Kind wird schon jetzt schlauer als sie.

Und meines?

In den folgenden Tagen passierte etwas Seltsames mit mir. Ich bemerkte, dass ich auf einmal mit so einem skeptischen Blick auf meinen Sohn sah. Ich neige nicht dazu, meine Kinder besonders kritisch zu betrachten. Bei uns zu Hause bin ich meistens diejenige, die sie verteidigt: Sie haben noch Zeit, das lernen sie schon noch. Ich habe halt so ein romantisches Kindheitsideal, vielleicht ist das etwas altmodisch. Nun aber registrierte ich, wie langsam mein Sohn seine Schuhe anzog. Dass er im Kindergarten nicht mitsang und überhaupt, sobald er das Gefühl hatte, getestet zu werden, lieber gar nichts tat, als Gefahr zu laufen zu versagen. Und immer wanderten meine Gedanken hin und her zwischen jener Party und einem Mittwochnachmittag vier Wochen vorher. Das nämlich war der Tag gewesen, an dem mein Sohn seine Probestunde beim Englischkurs im Kindergarten hatte. Die ganze Zeit hatte er sich an mein Bein geklammert, während die anderen auf Englisch Brezeln gegessen, die sie dann zur Belohnung essen durften. Am Ende hatte er gesagt: »Ich will da nie wieder hin.«

Wir machten uns dann, noch einmal, auf die Suche. Immer halberzig, weil uns doch die Schule gut gefallen hatte. Engagiert wirkende Lehrerin, nette Atmosphäre. Aber gleichzeitig kam es uns ein bisschen suspekt vor, dass diese Schule gar kein besonderes Konzept hatte, die Lehrerin hatte sogar eigens darauf hingewiesen, dass man den Unterricht eher traditionell gestalte, aus Überzeugung. Muss eine Schule, fragten wir uns auf einmal, heute nicht irgendeine Vision haben, einen reformpädagogischen Ansatz verfolgen, eine Theaterschule sein oder erst morgens um neun anfangen, die Hälfte des Unterrichts fächer-, epochen- und altersübergreifend gestalten oder wenigstens auf den Gong zwischen den Stunden verzichten, irgendwas Modernes halt, irgendwas aus der Welt der *Geo*-Reportagen? Plötzlich erschienen mir die Worte »Waldorf« und »bilingual« so viel verlockender als das steinzeitliche »Grundschule«, das nach Pestalozzi klang, nach dem Namenspatron meiner eigenen Grundschule. Es war die Angst, etwas zu verpassen, die sich in mir ausbreitete. Die Angst, mein Kind könnte nicht ausreichend gefördert werden, würde eines Tages nicht mithalten können. Es ist die Angst der Mittelschichtseltern von heute.

Auf jene Pestalozzi-Schule schickten meine Eltern mich, weil das eben die nächstgelegene Grundschule war. Auf dem Weg dorthin

musste ich gerade mal zwei Straßen überqueren, und ich glaube, das war auch schon das Einzige, worüber meine Eltern nachgedacht hatten, bevor sie mich dort anmeldeten. Alle Eltern in ihrem Bekanntenkreis machten das so. Heute dagegen ist es vollkommen normal, wenn bei einer Familie, die in der Nähe einer Schule mit gutem Ruf wohnt, fünf weitere, nur angeblich alleinerziehende Mütter oder Väter zur Untermiete gemeldet sind, damit deren Kinder einen der raren Plätze an dieser Schule bekommen. Es ist normal, wenn sich eine Anwältin aus dem Berliner Grunewald einem Elternpaar andient, sie könne dabei behilflich sein, ihr Kind an einer begehrten Schule einzuklagen. Die Anwältin ist auf undurchsichtigem Weg zu einer Liste von Leuten gekommen, die ihre Kinder dort angemeldet haben. Jetzt, sagt sie, müsse man nur noch recherchieren, ob welche darunter seien, die gar nicht unter der angegebenen Adresse wohnten. Gegen die könne man dann vorgehen. Es ist normal, wenn ein Paar, das am anderen Ende von Berlin lebt, im Plattenbauviertel Lichtenberg, 600 Euro im Monat für eine private Grundschule bezahlt und gern noch mehr zahlen und täglich zwei Stunden Anfahrt in Kauf nehmen würde, wenn der Sohn dafür an der womöglich noch besseren internationalen Schule aufgenommen würde. Es ist normal, wenn eine Familie, die im Hamburger Multikulti-Stadtteil St. Georg lebt und sich für die Schule vor Ort entscheidet, mit einem Anteil von »Kindern nichtdeutscher Herkunft« von 50 bis 60 Prozent, sagt: An der Frage der Schulwahl seien in ihrem Kiez schon Freundschaften zerbrochen.

Keine Elterngeneration vor uns hat sich so viele Gedanken über die Bildung ihrer Kinder gemacht. Für keine andere war die Schullaufbahn der Söhne und Töchter (jedenfalls glauben das die Eltern) so direkt mit den Zukunftschancen des Kindes verknüpft. Und so beginnt auch die Schule immer früher, und für immer mehr Kinder, auch für meines, fängt das Schülerleben schon in der Vorschulklasse an. Während die Väter und Mütter früher erst an der Schwelle von der Grund- zur weiterführenden Schule glaubten, eine Lebensentscheidung für ihr Kind zu treffen, so haben wir dieses Gefühl heute schon bei der Einschulung – was vielleicht auch nur daran liegt, dass keine Elterngeneration zuvor einen so fürsorglichen Blick auf ihre Kinder hatte.

Wir späten und (wie lange noch?) wohlhabenden Großstadt-Mittelschichtseltern setzen alles daran, die wenigen Kinder, die wir haben, perfekt zu fördern. Wir kennen die neuesten (und sich stets widersprechenden) Forschungen zum Fremdspracherwerb im Kleinkindalter. Wir lassen die Zähne unserer Kinder versiegeln und führen in der Kita regelmäßige Elterngespräche. Bis zur Erschöpfung tun wir alles, um gute Eltern zu sein und unsere Kinder zu guten Schülern zu machen.

Wenn wir Mittelschichtseltern selbst Schüler wären, dann wären wir ziemliche Streber.

Das alles ist prinzipiell sehr gut für unsere Kinder, jedenfalls gut gemeint. Wir wollen schließlich nur das Beste und wissen auch, das Beste kann nicht jeder haben, also müssen wir kämpfen. Unser Problem, was die Schulen betrifft, ist: Es gibt, jedenfalls in der Stadt, ein so unglaublich großes Angebot, so viele Konzepte, dass wir ständig Entscheidungen treffen müssen, die den Eltern früher abgenommen wurden. Und nun leben wir in der dauernden Unsicherheit, ob es die richtigen waren.

Was ist denn nun die beste Schule? Die behütete, die sich eine Ziege auf dem Hof hält? Die Hochbegabtschule, die auch normal

begabte Kinder aufnimmt? Die Schule, an der die Kinder von Klasse eins bis vier gemeinsam lernen wie auf der guten alten Dorfschule?

Sind wir Eltern hysterisch, wenn wir uns die alle angucken? Oder haben wir allen Grund dazu, besorgt zu sein? Vor allem: Was macht die Sorge und Unsicherheit mit uns und mit unseren Kindern?

Die Unsicherheit macht zum Beispiel Béa Beste zu einer erfolgreichen Frau. Beste ist Vorstandsvorsitzende der Phorms Management AG und hat vier Privatschulen in Berlin, Frankfurt, München und Köln ins Leben gerufen. Schulen in Hannover sowie eine weitere in Berlin sollen noch in diesem Jahr dazukommen – und eine in Hamburg, falls die Schulbehörde noch rechtzeitig zum Schuljahresbeginn zustimmt. Béa Bestes Büro liegt, wie die Berliner Phorms-Schule, in einem ehemaligen Fabrikgebäude im Wedding. Béa Beste, schwarzer Rock, weiße Bluse, hochhackige Schuhe, rote Lippen, hat früher bei Boston Consulting gearbeitet. Bevor sie Phorms gründete, hat sie 2004/05, mitten im Schock der Pisa-II-Studie, auf Berliner Spielplätzen in Prenzlauer Berg, Zehlendorf, Charlottenburg, Tegeler Markt erforscht. Das Ergebnis war klar: Die Eltern wünschten sich solide Bildung, ein Ganztagsangebot, viele wollten, dass ihre Kinder Chinesisch lernen, die künftige Weltsprache, Englisch sowie so. Béa Beste wurde schnell klar, dass die Eltern bereit wären, für ein entsprechendes Angebot einiges zu bezahlen: Das Stichwort »Allokation der Mittel«, sagt Beste, habe sie oft von Eltern gehört: Väter und Mütter verhalten sich heute wie Investoren. Sie überlegen sich, »dass sie dem Kind lieber kein großes Erbe hinterlassen, sondern sie packen's in die Bildung«. Ein Kind zu haben ist heute etwas anderes als vor 20 Jahren: »Das Kind ist eine Botschaft an die Zukunft.« Klar, dass es nicht einfach auf irgendeine Schule geht.

»Phorms« steht für »Metamorphose«. Eltern, die ihr Kind an eine Phorms-Grundschule schicken, zahlen je nach Einkommen in Berlin zwischen 230 und 889 Euro monatlich (zuzüglich Hort- und Essensgeld). Dafür können sie erwarten, dass ihr Kind nach der Immersionsmethode Englisch lernt, das heißt, dass alle Fächer außer Deutsch sowie deutsche Geschichte auf Englisch unterrichtet werden. Bei Phorms gibt es keine Tafel, sondern ein *smartboard*, auf das die Bildschirmanzeige eines Computers projiziert werden kann. Es gibt maximal 20 Schüler pro Klasse, und außer einer Lehrkraft ist auch immer ein Erzieher anwesend. Es gibt Schuluniformen, die nicht nach Uniformen aussehen. Es gibt, irgendwann demnächst, Unterricht in Word, Excel, PowerPoint und Databases ab der ersten Klasse. Weil Phorms auch eine Medienmaschine ist, gibt es aber auch eine Frau für die Pressearbeit und eine fürs Marketing, und die sorgen dafür, dass das Image des Bildungsunternehmens stimmt. In Frankfurt hat Phorms die Warteliste nach 1000 Leuten geschlossen. 40 Plätze waren zu vergeben.

Welchen Rat hat Béa Beste für mich? »Beobachten Sie Ihr Kind, und beobachten Sie die Community. Wenn Sie Ihr Kind zu Phorms schicken, und alle in Ihrer Umgebung finden das nicht gut, ist es möglicherweise nicht die richtige Schule.«

Ich beobachte erst mal mich selbst. Irgendwas gefällt mir nicht an dieser Schule. Ich muss erst darüber nachdenken, was es ist. Ich finde das ja alles gut: Fremdsprachen finde ich wichtig. Ich habe nichts gegen Privatschulen, die machen den staatlichen Konkurrenz und sind, bei allem Elitismus, am Ende vielleicht ein Gewinn für alle. Aber irgendwie fände ich es doch noch besser, mein Kind würde erst mal lernen, sich richtig gut auf Deutsch auszudrücken. Und wozu brauchen Lehrer T-Shirts und Taschen mit dem Aufdruck *I love teaching*? Für wen muss man das auf einen Lehrer extra draufschreiben – für die Eltern, die Kinder oder die Lehrer selbst, für den Fall, dass sie es vergessen? Irgendwie ist mir das zu viel Konzept, zu viel Werbung. Bei Werbung zappe ich immer weg.

Ich gucke mir dann noch ein paar Schulen an. Die katholische finde ich nicht schlecht, bis ich von einer Mutter höre, die sagt: Nein, beim dritten Kind tue sie sich (nicht dem Kind) den Psychostress dieser Schule nicht mehr an, noch mal halte sie den Leistungsdruck nicht aus. Aber muss es gleich die Waldorfschule sein, deren Leiterin

vor der Pisa-Panik warnt und sagt, bei ihnen würden die Kinder mit Zahlen umgehen lernen, indem sie morgens durchzählen, wie viele Vegetarier da sind, und das dann dem Koch sagen, fürs Mittagessen?

Ich habe keine Ahnung, was ich tun soll, und je mehr ich nachdenke, mit anderen Eltern rede, mir Schulen anschau, desto mehr entfernt sich die Vorstellung, die ich vom ersten Schultag meines Kindes hatte, von der Erinnerung an meinen eigenen ersten Schultag, den ich heiß herbeigesehnt (und bei meinen Eltern ein Jahr vorzeitig herbeigequengelt) hatte: die Schultüte, prall gefüllt, der Stolz, endlich zu den Großen zu gehören. Das Foto von meinem ersten Schultag zeigt ein Mädchen mit Brille, roter Breitreithose und schief geschnittenem Pony vor einer Tafel, der Blick zugleich altklug und erwartungsfroh. Kann es sein, dass wir Eltern vor lauter Nervosität, ob alles klappt, gar nicht mehr daran denken, dass Schule für Kinder etwas Schönes sein könnte? Dass der erste Schultag für uns mit Angst verbunden ist? Und dass wir die an unsere Kinder weitergeben?

Eltern unter Druck heißt eine Studie im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung. Die Autoren der Studie stellen fest, dass »nahezu allen Eltern heute die Bedeutung von Bildung und Schule als der zentralen Zuweisungsstelle von sozialen Lebenschancen präsent« ist. Dabei wirken die verunsicherten Eltern »weniger als Filter, der die Leistungsanforderungen abmildert, denn als Katalysator, der die Leistungsmotivation antreibt«. Je größer die Angst vor dem sozialen Abstieg, umso wichtiger ist es, dass die Familie heil und gesichert ist, dass das Kind was leistet. Sind unsere Kinder Turbokühe, die Leistung bringen sollen – und Glück für die Eltern?

Ich frage Klaus Hurrelmann, Erziehungswissenschaftler an der Universität Bielefeld. Man dürfte meinen, dass er sich über den gestiegenen Stellenwert der Bildung freut. Tut er aber nicht, »weil er eine Entwertung der Inhalte mit sich bringt«. Unter den Eltern, sagt Hurrelmann, sei ein Wettlauf entstanden: Wer schafft es, für sein Kind den besten Abschluss zu ergattern? Schon ein Realschulabschluss ist ja eine Niederlage, und das sei doch eine »Rücksichtslosigkeit dem eigenen Kind gegenüber«. Im Prinzip war Schule schon immer eine Statusfrage, aber »es hat sich weiter aufgeladen«.

Und so kommt es, dass die Privatschulen seit 15 Jahren kräftige Zuwächse verbuchen, denn sie bieten eine »ausgelesenerere Schülerschaft«, und ganz nebenbei ist dort auch die »Ausgrenzung von Nichtchristen gesichert«, wie Hurrelmann sagt. Es gibt keine Angehörigen anderer Religionen, keine Mehmets und Gülcans, auch wenn das so natürlich keiner sagt – die Eltern loben eher die »gute Wertearbeit« der Schule oder das »intensive Betreuungsprogramm«. Auch bei Waldorfschulen melden viele Eltern ihre Kinder an, »aber wenn klar ist, dass es nicht zu dem angestrebten Abschluss kommt, melden sie sie ganz schnell wieder ab«.

Und wie ist es bei mir – interessiert mich wirklich, ob mein Sohn später Rilke zitieren kann? Oder habe ich nur Angst, dass er meinen Lebensstandard nicht halten kann, meinen Status? Denke ich jetzt schon an seine Rente?

Was rät mir Klaus Hurrelmann? Locker bleiben. »Die Schule in unmittelbarer Nähe sollte absolute Priorität haben.« Allein zur Schule gehen zu können, das macht ein Kind selbstständig.

Es gibt sie tatsächlich, die Schule nebenan. Sie ist sogar noch näher als die, an der wir uns angemeldet haben. Mein Sohn müsste

bloß über einen Zaun neben unserem Haus klettern, schon wäre er da. Als wir einzogen, sagten Freunde als Erstes: Da könnt ihr die Kinder nicht hingeben. Sie deuteten in Richtung der Hochhaussiedlung zwei Straßen weiter, das soziale Klima. Das Wort »Ausländeranteil« sprachen sie nicht aus, aber sie dachten es sehr laut. Ach, na ja, dachte ich zuerst. Dann flogen Steine über den Zaun. Und ein paar Monate später wurde mein Sohn zum Vierzehnjährigen-Test zum Schulleiter geladen. Der Schulleiter vertiefte sich in eine Liste, auf die er Häkchen setzte, und guckte ständig auf die Uhr. »Der wartet doch nur auf die Rente«, sagte eine Bekannte. Wir haben uns die Schule dann nicht mehr angesehen, und wenn ich manchmal über den Zaun schaue, ahne ich: Die würden meinen Sohn brauchen, dort drüben.

»Natürlich entscheiden Sie sich letzten Endes für Ihr Kind, für Ihre egoistischen Interessen und nicht für das Gemeinwohl«, sagt Gabriele Faust, Grundschulforscherin an der Universität Bamberg. Und sie warnt mich davor, überzeugend klingenden Konzepten zu glauben. Es komme immer darauf an, ob und wie sie wirklich umgesetzt würden. Letztendlich, sagt Gabriele Faust, sei sowieso das Elternhaus für die Kinder entscheidend, »Sie sind viel wichtiger als die Schule!« Und dann sagt sie noch, wie erschreckend sie es finde, welches Bild manche Eltern von Schule hätten. Vier Mal habe sie selbst als Grundschullehrerin erste Klassen unterrichtet, und alle Kinder hätten sich an ihrem ersten Schultag gefreut. Der Zauber des Schulranzens, der Schultüte. »Das ist doch eine Zeit, auf die man sich freuen kann!«

Die Kinder – fragt die eigentlich jemand?

Ich verabrede mich mit einem Kinder-Versteher, dem Psychologen Wolfgang Bergmann. Er erzählt mir zuerst etwas über die moderne Familie an sich, darüber, dass sie nicht mehr eingebunden sei in eine Großfamilie, eine Dorfgemeinschaft, einen Kiez. Die schnellen Trennungen und die gleichzeitige Sehnsucht nach Bindung. Wenn diese modernen Paare ein Kind bekommen, rückt es ins Zentrum der Familie, und das sei absolut neu in der Menschheitsgeschichte. Und es ist, wenn man Bergmann glauben kann, gar nicht gut. Auf dem modernen Kind lastet ein enormer Druck. Es muss nach außen zeigen: Das ist eine heile, erfolgreiche Familie. »Für das Kind«, sagt Bergmann, »ist das eine paradoxe seelische Situation. Es denkt, es kann alles bekommen. Und gleichzeitig spürt das Kind: Es muss ideal sein.« Heute kann ein gehobener Mittelständler in einem Jahr von einem Bestverdiener zum Sozialhilfeempfänger abrutschen. Und das Kind muss die Absicherung nach unten repräsentieren. Deshalb lernen Kinder mit zweieinhalb Chinesisch, deshalb boomen die Nachhilfeeinstitute.

Wolfgang Bergmann sagt, reihenweise kämen die Eltern, Mütter vor allem, mit diesen Sorgen in seine Praxis: Das Kind mache nicht mit. Er schickt sie wieder weg. Über meinen Sohn, der auch oft nicht mitmacht, sagt er: »Sein Verhalten ist überhaupt kein Problem. Versuchen Sie nicht, ihn der Norm anzupassen. Es muss Ihnen gelingen, sich vom Mainstream unabhängig zu machen.« Natürlich müssen die Schulen besser werden. Aber übereifrige Eltern, sagt Bergmann, schaden ihren Kindern so nachhaltig, dass man es später nicht mehr auffangen könne. Was mein Kind braucht, sagt er, ist vor allem eine frohe Kindheit. Und die könnten Kinder in einer pädagogisch normierten Gesellschaft nicht erleben. Sie sei sogar für Kinder und die Entwicklung ihrer Intelligenz schädlich. Sein Rat: »Suchen Sie eine Schule, die die Fähigkeit hat, die Eigenart Ihres Kindes zu sehen. Geben Sie Ihrem Kind Sicherheit.«

Nach dem Gespräch mit Wolfgang Bergmann stelle ich die Suche ein. Wir bleiben bei der Schule, bei der wir uns angemeldet haben. Die etwas burschikose, aber herzlich wirkende Lehrerin: Ich hatte das Gefühl, sie mochte mein Kind. Und mein Kind mochte sie.

Süddeutsche.de Kultur

17. Mai 2010 21:22 "TV der Zukunft" (3)

"Das TV ist am Ende seiner Möglichkeiten"

Interview: C. Hegner

Hirnforscher Gerald Hüther erklärt, warum man hinschaut, wenn im Fernsehen Mist läuft, und die ersten Menschen vor dem Bildschirm verhungern.

Beinahe zehn Stunden am Tag nutzen die Deutschen Medien: Fernsehen, Radio, Print, Internet. Vor allem junge Menschen verbringen immer mehr Zeit online. Sie verladen Videos, twittern, chatten und versuchen, auf ihren sozialen Netzwerkseiten nichts zu verpassen. Der Neurobiologe Gerald Hüther, 58, erklärt, wie die moderne Mediennutzung das Gehirn verändert.



Das erste Bildplatten-Programm, Berlin, 1970: Schlagerstar Manuela lächelt für die neue multimediale Welt. (Foto: Foto: oH)

sueddeutsche.de: Wie reagieren unsere Gehirne auf die neuen Medien, Professor Hüther?

Gerald Hüther: Das Gehirn wird so, wie man es benutzt. Vor allem, wenn man mit großer Begeisterung dabei ist. Dann werden die emotionalen Zentren aktiviert und neuroplastische Botenstoffe ausgeschüttet, die alle Nervenzellverbindungen stärken, die man für die neuen Medien braucht.

sueddeutsche.de: Was heißt das?

Hüther: Wenn Jugendliche den ganzen Tag mit großer Begeisterung SMS-Botschaften verschicken, führt das dazu, dass im Gehirn aus den kleinen Wegen und Nervenverbindungen Straßen werden, auf denen genau dieser Prozess immer flüssiger abläuft. Wir wissen, dass die Hirnregion, die den Daumen steuert, bei Jugendlichen in den vergangenen zehn Jahren viel größer geworden ist.

sueddeutsche.de: Werden dadurch andere Funktionen im Gehirn verdrängt?

Hüther: Sicher. Wer mit SMS beschäftigt ist, kann nicht gleichzeitig im Wald ein Baumhaus bauen oder Geige lernen. Das wären aber bessere Trainingseinheiten für die Herausbildung komplexer Netzwerke im Gehirn. Man wird durch die präferentielle Beschäftigung mit einer Sache sozusagen zum Fachidioten.

sueddeutsche.de: Zum Fachidioten fürs Simsen?

Hüther: Im schlimmsten Fall ja. Aber da sind ja noch die anderen Medien. Die intensive Beschäftigung mit dem Internet begünstigt die Fähigkeit, schnell Bildmuster zu erkennen. Außerdem trainiert das Bewegen der Maus die Kopplung zwischen Auge und Hand. Und wer viel fernsieht, ist in der Lage, schnelle Szenenwechsel zu begreifen.

sueddeutsche.de: Kann man diese Fähigkeiten auch für andere Dinge nutzen?

Hüther: Fernsehen kann man eigentlich nur zum Fernsehen brauchen. Denn trainiert wird genau das, was man gerade tut - und alles, was so ähnlich ist, zum Beispiel Videos auf dem PC anschauen.

sueddeutsche.de: Also perfektionieren Jugendliche im Internet, was sie beim Fernsehen gelernt haben?

Hüther: Um die Aufmerksamkeit der Zuschauer weiter zu fesseln, ist das Fernsehen in den vergangenen 20 Jahren immer schneller und bunter geworden. Die Jugendlichen, die nur das kennen gelernt haben, können heute keinen Film mehr aus den 50er Jahren ertragen. Ihr Gehirn hat sich an die schnellen Sequenzen angepasst. Mehr als drei Seiten in einem Buch zu lesen, überfordert sie - weil sie verlernt haben, selbst Bilder im Kopf entstehen zu lassen. Schneller, bunter und aufregender als das Fernsehen kann für sie nur noch ein interaktives Medium sein.

Lesen Sie weiter auf Seite 2 über die Konsequenzen veränderter Hirnstrukturen.

sueddeutsche.de: Junge Menschen verbringen heute mehr Zeit online als vor dem Fernseher. Ist das auch eine Konsequenz veränderter Hirnstrukturen?

Hüther: Das Fernsehen ist vor allem bei jungen Menschen am Ende seiner Möglichkeiten angekommen. Der Computer bietet ihnen die Möglichkeit, Bilderwelten interaktiv zu gestalten. So bekommen sie das Gefühl der Selbstwirksamkeit zurück, das ihnen beim Fernsehen fehlt. Dass man sich erst daran gewöhnen muss, nichts bewirken zu können, kann man gut bei kleinen Kindern beobachten: Sie rufen in den Fernseher hinein, weil sie hoffen, sie könnten die Handlung beeinflussen.

sueddeutsche.de: Das Fernsehen erreicht Abend für Abend Millionen von Menschen. Die Mehrheit will sich offenbar passiv berieseln lassen.

Hüther: Im Grunde haben wir alle zwei Bedürfnisse: Eines nach Sicherheit, Zugehörigkeit und Vertrautheit - das liefert das Fernsehen mit den immer gleichen Gesichtern in Nachrichten und Serien. Das zweite Bedürfnis - aktiv mitzuwirken, Aufgaben zu bewältigen und daran zu wachsen - wird durch das interaktive Medium

Internet befriedigt. Hier kann man sich selbst in der digitalen Bilderwelt bewegen und diese beeinflussen.

sueddeutsche.de: Wirtschaftskrisen haben die Fernsehnutzung schon immer beflügelt. Bisher ist man davon ausgegangen, dass die höheren Arbeitslosenzahlen dafür verantwortlich sind.

Hüther: Die Arbeitslosen könnten ja auch etwas anderes machen. Je mehr Unsicherheit in die Lebenswelt hineinkommt, um so mehr suchen die Menschen nach Geborgenheit. Und Geborgenheit ist häufig eben nur Vertrautheit: Obwohl es einem gar nicht gefällt, was da im Fernsehen läuft, sieht man trotzdem hin.

sueddeutsche.de: Zuschauer, die ein aufgezeichnetes Programm von der Festplatte ihres Videorekorders oder im Internet gucken, schalten danach häufig noch den Fernseher an, um sich der virtuellen Fernsehgemeinde wieder anzuschließen. Warum?

Hüther: Genau daran sieht man, welche Grundbedürfnisse beide Medien ansprechen: Selbstwirksamkeit und Geborgenheit. Wer sich ein Stück allein auf den Weg gemacht hat, muss sich anschließend vergewissern, ob die anderen noch da sind und was sie gerade tun.

sueddeutsche.de: Wer tagsüber im Internet surft und abends fernsieht hat also schon zwei Grundbedürfnisse befriedigt?

Hüther: Das ist eine Illusion. Denn das Fernsehen ist ja nur die Ersatzbefriedigung dafür, dass man in Wirklichkeit nicht dazugehört. Und das Internet ist nur die Ersatzbefriedigung dafür, dass man tatsächlich keine Aufgaben und keine verlässlichen Beziehungen hat. Wer sich im realen Leben nicht in einer vertrauten Gemeinschaft entfalten kann, der versucht es eben in einer virtuellen Welt. Übrigens ist die einzige Beziehungsform zwischen Menschen, in der beide Partner das Gefühl haben, eng verbunden zu sein und gleichzeitig frei wachsen zu dürfen, die Liebe. In einer immer liebloser werdenden Welt brauchen die Menschen immer mehr Ersatzbefriedigung.

sueddeutsche.de: Die Medienindustrie lebt nicht schlecht von der Ersatzbefriedigung.

Hüther: Geld wird überall dort verdient, wo es Menschen mit unbefriedigten Bedürfnissen gibt. Die Medien kennen diese Bedürfnisse und versuchen, sie so gut wie möglich anzusprechen. Das sieht man zum Beispiel gut an der Entwicklung der Computerspiele. In den alten Einzelkämpferspielen ging es darum, an Herausforderungen zu wachsen. Heute befriedigen WLAN-Partys, Teams und Gilden auch das zweite Bedürfnis nach dem Dazugehören. Trotzdem bleibt es immer nur Ersatz. Mit tatsächlicher Nähe und Aufgaben, die man im Leben bewältigen muss, hat das nichts zu tun.

sueddeutsche.de: Ist das nicht jedem klar?

Hüther: Nein. Wer den Großteil seiner Zeit in virtuellen Bilderwelten verbringt, verliert den Bezug zur Wirklichkeit und zu sich selbst. Im Extremfall verkümmern die Wahrnehmung und Interpretation von Körpersignalen. In Südostasien sind bereits die ersten computerabhängigen jungen Männer vor dem Bildschirm verhungert und vertrocknet.

sueddeutsche.de: Wann machen Fernsehen und Internet krank?

Hüther: Ich glaube, dass Menschen, die sich im realen Leben in Beziehungen geborgen fühlen und Herausforderungen annehmen, nicht oder nur selektiv

fernsehen. Sie nutzen auch das Internet als das, was es einmal war: ein Informationsmedium. Unterhaltung braucht jemand, dem etwas fehlt. Eine Gesellschaft, die immer mehr junge Leute unter Bedingungen aufzieht, die frustrieren und unbefriedigte Bedürfnisse erzeugen, produziert die besten Kunden für elektronische Medien.

sueddeutsche.de: Die Fernsehmanager glauben, dass die Begeisterung für das Internet nur Ausdruck einer bestimmten Lebensphase ist. Wenn die Kids älter werden und die Hormone nicht mehr verrückt spielen, sitzen sie wieder vor dem Fernseher und lassen sich berieseln. Gibt es eine Neurochemie des Alterns?

Hüther: Das ist leider eine ziemlich primitive Vorstellung, die den Menschen als Opfer der Chemikalien sieht, die in seinem Gehirn freigesetzt werden. Richtig ist, dass es im Laufe des Lebens bestimmte Phasen gibt, in denen man sehr viel Antrieb hat. Das so genannte dopaminerge System, das die inneren Antriebe in Handlungen übersetzt, ist nach der Pubertät am stärksten ausgeprägt. Danach fängt es an wegzuschumpeln - und zwar umso schneller, je weniger es gelingt, sich für das Leben zu begeistern. Im Extremfall sitzt man im Alter nur noch herum und mag gar nichts mehr.

sueddeutsche.de: Auf diese Zielgruppe sind die Sender aber nicht scharf.

Hüther: Klar, solche Menschen kaufen immer nur dieselben Produkte - wenn sie überhaupt noch Lust zum Einkaufen haben. Wichtig ist aber zu wissen, dass diese Entwicklung kein Naturgesetz ist, sondern ein Ergebnis unserer Lebensweise. Der Mensch ist in viel stärkerem Maße sozial geprägt, als wir das wahrhaben wollen. Wir übernehmen Gesellschaftsmuster. Wenn kollektiv geglaubt wird, "mit 65 bist Du zu alt für etwas Neues", dann ist das auch so.

sueddeutsche.de: Im Moment spricht doch jeder von den aktiven und konsumfreudigen Silver Agern?

Hüther: Die Gesellschaft beginnt zu entdecken, dass man auch im Alter noch viel bewegen kann. Es gibt immer mehr, die sich mit 75 noch nicht für altes Eisen halten. Wenn wir älter werden, ohne dabei die Neugier und die Offenheit zu verlieren, bleibt auch unsere Mediennutzung so, wie man es von lebensfreudigen Menschen erwartet: selektiv und selbstbestimmt.

Professor Gerald Hüther, 58, leitet die Zentralstelle für neurobiologische Präventionsforschung der Universitäten Göttingen und Mannheim/Heidelberg. Er arbeitet als wissenschaftlicher Berater in Bildungsprojekten und für die Wirtschaft. Hüther ist Autor diverser Bücher, sein neuestes, "Gehirnforschung für Kinder - Felix und Feline entdecken das Gehirn", ist Ende März im Kösel Verlag erschienen.

URL: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/tv-der-zukunft-das-tv-ist-am-ende-seiner-moeglichkeiten-1.391126>

Copyright: Süddeutsche Zeitung Digitale Medien GmbH / Süddeutsche Zeitung GmbH

Quelle: SZ vom 28.4.2009/rus

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über Süddeutsche Zeitung Content. Bitte senden Sie Ihre Nutzungsanfrage an syndication@sueddeutsche.de.

Neue Medien - eine Gefahr für unsere Kinder?

Wir Eltern nehmen PC, Internet und Handy als wertvolle Werkzeuge wahr, die sowohl im Beruf als auch privat Anwendung finden. Wir klagen über Informationsflut und zu viele Mails, vielleicht über Spam und Virenschutz.

Über Probleme, Gefahren oder gar gesundheitliche Nachteile wissen Eltern und Erziehende oft nicht so genau Bescheid.

Die Orientierung ist für Eltern schwierig, da es einerseits scheinbar unterschiedliche Informationen dazu gibt, und andererseits die Welt, die Kinder und Jugendliche in den elektronischen Medien finden, nicht mehr die Welt der Erwachsenen ist und man sich die Beschäftigung damit gerne erspart.

Es gibt aber einige Bereiche, die außerordentlich bedeutsam für die Gesundheit unserer Kinder und Jugendlichen sind. Hier sind sowohl die wissenschaftlichen Experten-Aussagen als auch die dazugehörigen Empfehlungen sehr eindeutig:

- ® **Sprachentwicklung**
- ® **Aufmerksamkeitsstörung / Suchtpotential**
- ® **Gewalt / Aggression**
- ® **Übergewicht / Bewegungsmangel**

Im Folgenden werden diese Themen kurz dargestellt.

Im Serviceteil finden Sie dann die Tipps für Eltern, Buchempfehlungen und lesenswerte Links.

1.) **Sprachentwicklung - macht Fernsehen sprachlos?**

Aktuelle [Studien](#) an Vorschulkindern kommen zu dem Ergebnis, dass es Zusammenhänge zwischen frühem Fernsehkonsum und Störungen der Sprachentwicklung gibt. Häufiges Vorlesen stellt hingegen einen Schutzfaktor dar.

Wie die [KIM-Studie 2006](#) (Kinder-Information-Multimedia-Forschungsbericht) ergeben hat, hat im Gegensatz zur wissenschaftlichen Empfehlung fast jedes zweite Kind einen eigenen Fernseher im Zimmer.

Empfehlung: im Vorschulalter mehr als 2 Stunden Vorlesen in der Woche,

kein Fernseher im Kinderzimmer im Grundschulalter.

2.) **Aufmerksamkeitsstörung / Suchtpotential - aktuelle Forschungsergebnisse aus der Neurobiologie**

Joachim Bauer, der renommierte Wissenschaftler der Uniklinik Freiburg mit dem Schwerpunkt „Neurobiologie der Schule“ erklärt in seinem Buch „Lob der Schule“ auf höchst interessante Weise die Zusammenhänge zwischen der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen und der Anerkennung und Wertschätzung durch stabile Bezugspersonen. Joachim Bauer weist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der Spiegelneurone hin. Kinder und Jugendliche erhalten aus der Spiegelung, die sie in Eltern und Lehrern auslösen, Auskunft über ihre Entwicklungsmöglichkeiten. Sie erfahren dadurch, wer sie selbst sind und wer sie sein könnten.

Um Motivation herzustellen und den notwendigen neurobiologischen Prozess für das Lernen aufzubauen, brauchen Kinder gute und verbindliche Beziehungen, nicht nur zu ihren Eltern, sondern auch zu ihren LehrerInnen. Bleibt dieses Bedürfnis nach Bedeutung ungestillt, dann entwickelt das Kind eine seelische Symptomatik wie Angst oder depressive Symptome, oder der Körper sucht sich Ersatzreize, die zwar die notwendigen Botenstoffe im Gehirn in Gang setzen, aber im realen Leben zu keinerlei Motivation, sondern zu Apathie führen. Es kommt zum Suchtverhalten, das sich bei Kindern und Jugendlichen am stärksten in der Internet- und Computerspiel-Sucht manifestiert.

Bei den Computerspielen entstehen neue, allerdings ausschließlich virtuelle (Schein-)Beziehungen und (Schein-)Gemeinschaften, die die reale Welt fast vollständig ersetzen können. Entsprechend koppeln sich die Jugendlichen immer mehr von ihren Freunden, der Familie, usw. ab.

Heranwachsende stundenlang dem Fernsehen oder Bildschirmspielen zu überlassen ist vor allem ein Begabungs- / Zerstörungsprogramm erster Klasse.

Und: Je mehr Bildschirm konsumiert wird, desto schlechter wird die schulische Leistung und desto häufiger werden kindliche Aufmerksamkeitsstörungen.

Deshalb sind Computerspiele für die Kleinen ganz besonders schädlich.

Empfehlung: Anwesende Bezugspersonen sind durch **nichts** zu ersetzen! *Jugendliche wahrnehmen, sie fordern und fördern, ihnen das Gefühl vermitteln, dass sie als Person wichtig sind.*

3.) **Gewalt / Aggression - Vorsicht Bildschirm!**

Manfred Spitzer ist Facharzt für Psychiatrie und ärztlicher Leiter der psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm. Seine wissenschaftliche Arbeit findet an der Schnittstelle: Gehirnforschung - Psychologie und Psychiatrie statt und er stellt dieses Wissen im „Transferzentrum für Neurowissenschaften und Lernen“ zur Verfügung. In seinem Buch „Vorsicht Bildschirm!“ lässt er keinen Zweifel an der schädigenden Wirkung stundenlanger Videospiele von Jugendlichen.

Reale Gewalt und Aggressionen nehmen mit steigendem Konsum von Gewalt- und Videospiele dramatisch zu.

Eine Million, meist männliche, jugendliche Intensivspieler spielen täglich mehrere Stunden Krieg und das Jagen von anderen Menschen. Gewalt wird zum Normalfall, die man hinnimmt und die man zulässt.

Es sollte allen Müttern und Vätern klar sein, worum es sich bei Gewalt in Video- und Computerspielen wirklich handelt: nämlich um Tötungs- und Trainingssoftware zum Einüben von Aggression als der einzig möglichen Konfliktlösung.

Das ist die Sicht der Zukunftsvision, die wir der Jugend mit auf den Weg geben.

Gerald Hüther ist Hirnforscher an der Universität Göttingen und eine wissenschaftliche Kapazität in der Neurobiologie. Auch er warnt eindringlich davor, die Gefahr des Bildschirms für Kinder und Jugendliche zu unterschätzen. Alles, was Kinder in ihren Computerspielen erleben, verändert auch ihr Gehirn, denn die Strukturierung des Gehirns hängt davon ab, wie wir es benutzen. Es entwickelt sich dabei eine nur auf Computerspiele spezialisierte Intelligenz, auf Kosten anderer seltener aktivierter Verschaltungen. Die Kinder lernen wunderbar mit Maus und Computer umzugehen, aber im richtigen Leben sind sie nicht zu Hause.

Was heute Entertainment heißt, ist vielfach nichts weiter als eine Anleitung zu Gewaltherrschaft, Fremden- und Frauenhass.

Sind das tatsächlich die Werte, an denen sich Kinder orientieren sollen?

Nach den beeindruckenden Forschungsergebnissen der **Universitätsklinik Ulm (Fegert 2006)** sind Risiken des Konsums von Gewaltinhalten im Fernsehen:

- Störungen der Aufmerksamkeits- und Konzentrationsentwicklung

- Entstehung aggressiver Grundhaltung

- Antisoziales Verhalten

- Angst

- Desensibilisierung gegenüber Gewalt bzw. Emotionalisierung und mangelnde Empathie.

Kampfspiele, die offiziell nicht jugendfrei sind, sind bei Kindern populär und weit verbreitet, hauptsächlich Burschen erliegen der Faszination der Shooter, wie eine ganz neue Studie aus Berlin zeigt.

Durch die Altersbegrenzungen werden Spiele bei Jugendlichen überhaupt erst interessant und sind leider die beste Werbung, zumal sich die Kinder und Jugendlichen praktisch alles vom Internet downloaden können.

Dass sie sich mit diesen Spielen exzessiv beschäftigen hat 3 Gründe:

- Ⓜ die Herausforderung des Spiels,
- Ⓜ die fehlende elterliche Kontrolle und
- Ⓜ fehlende Freizeitalternativen!

Die in der **JIM-Studie 2007** (Jugend-Information-Multimedia - Forschungsbericht des medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest) befragten Eltern wissen nur zum Teil, was ihre Kinder sehen und sind über Inhalte eher weniger informiert.

Empfehlung: Eltern sollten sich in jeder Altersstufe einen Überblick darüber verschaffen, in welchem Ausmaß ihre Kinder Medien konsumieren und welchen Anteil dabei Gewalt und sexuelle Gewaltinhalte spielen. Eine Anleitung könnte der sog. [„Brief an die Eltern“](#) (Gentile und Anderson 2003) sein.

4.) **Übergewicht / Bewegungsmangel - macht der Bildschirm krank?**

Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen Fernsehkonsum und Übergewicht, welches dann in der Folge Risiko für Bluthochdruck, Gefäßverkalkung, Diabetes und alle Folgekrankheiten in sich birgt. Dies hängt vor allem mit dem verminderten Bewegungsverhalten und den geänderten Essgewohnheiten bei vermehrtem Bildschirmkonsum zusammen.

Empfehlungen : Machen Sie mit Ihrem Kind bewegungs- und abenteuerfreudige Aktivitäten, die beste Investition in ihrer beider psychosoziale und auch körperliche Gesundheit.

Noch einmal Manfred Spitzer: „Es ist nicht egal, was man schaut. Eltern sollten auf die geistige Nahrung ihrer Kinder achten. Wer glaubt, er tue seinen Kindern mit einem Computer etwas Gutes, der denke noch einmal genau nach“.

Ich betreue tagtäglich Kinder und Jugendliche in ihren Nöten und mit all ihren psychosozialen und gesundheitlichen Problemen und selbstverständlich arbeite ich beruflich sehr viel mit dem Computer, und genau deshalb kann ich diesen Rat nur unterstreichen:

Schauen Sie nicht weg, beschäftigen Sie sich mit dem, was Ihre Kinder beschäftigt!

BZGA Hilfreiche Regeln zum Umgang mit Fernsehen und Computer

Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung BZGA (www.bzga.de) hat für Eltern Empfehlungen zum Fernseh- und Computerkonsum ihrer Kinder entwickelt:

- Kinder unter drei Jahren sollen überhaupt nicht fernsehen oder Computer spielen.
- Vorschulkinder zwischen drei und fünf Jahren sollen nicht länger als eine halbe Stunde pro Tag vor dem Fernseher oder am Computer verbringen.
- Bei Grundschulkindern sind bis zu einer Stunde Fernseh- bzw. Computerzeit pro Tag akzeptabel.
- Kinder sollen nur ein Mal am Tag eine bestimmte Sendung schauen. Danach wird der Fernseher abgeschaltet.
- Morgens vor dem Kindergarten oder vor der Schule, während der Mahlzeiten und unmittelbar vor dem Schlafengehen bleiben Fernseher bzw. Computer ausgeschaltet.
- Dauert eine Sendung länger als die vereinbarte Zeit, sollte sie in altersgerechte "Portionen" mit Hilfe eines DVD- oder Videorecorders aufgeteilt werden.
- Kinder sollen auf gar keinen Fall alleine vor dem Fernseher sitzen und Eltern sollen darauf achten, dass auch nur die abgesprochene Sendung geschaut wird.
- Fernsehgeräte und Computer gehören nicht ins Kinderzimmer.
- Kinder unter zehn Jahren sollen nicht ohne Begleitung eines Erwachsenen im Internet surfen.

Buchempfehlungen:

Manfred Spitzer „Vorsicht Bildschirm“ Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft, Ernst Klett Verlag

Joachim Bauer „Lob der Schule“ Sieben Perspektiven für Schüler, Lehrer und Eltern, Verlag Hoffmann und Campe

Clifford Stoll „Log Out“ Warum Computer nichts im Klassenzimmer zu suchen haben und andere High Tech-Ketzereien, S. Fischer Verlag

Wolfgang Bergmann, Gerald Hüther „Computersüchtig. Kinder im Sog der modernen Medien“ Patmos Verlagshaus

Empfehlenswerte Links:

www.saferinternet.at

www.internetsucht.de

www.kinderaerzteimnetz.de

www.verlag-hanshuber.com/downloads/computerspielsucht

www.pegi.info

www.medienportal.de

www.chatten-ohne-risiko.net

[Tabelle: PC- Nutzungsfrequenz](#)

[Tabelle: Internetzugang 2007](#)

[Fesehnutzung und Medienpädagogik im Alltag](#)

Dr.med.univ.Lilly DAMM

lilly.damm@meduniwien.ac.at